

# VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Die nächste Nummer (7) erscheint in 14 Tagen. Da der „Bazar“ vierteljährlich nur 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

**Fürs ganze Leben.**

(Zu d. Bilde von C. Delort.)

Auf der Terrasse eines Hotels in Neapel, welches halb auf den Hafen, halb auf das offene Meer hinausblühte, saß es war in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) ein etwas ältlicher, aber noch stattlicher Mann in eleganter, aber salopper Hauskleidung (denn er wohnte als Garçon seit Jahren hier im Hotel), und las einen Brief zum zweitenmale. Der Brief lautete: „Lieber kleiner Vormund! Ich will Sie heute von ihrer garstigen Zeitung entführen und aus Ihrem häßlichen Schlafrocke locken. Sie müssen mich auf meiner Spazierfahrt begleiten. Ich habe mit Ihrem Neffen Manfredino gewettet, daß es mir gelingen werde. Er wird uns zu Pferde begleiten. Ihre ergebenste Gr-Mündel Gräfin Agnese Famagalli.“

„Um!“ sagte Graf Marsili vor sich hin: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, ihr wieder fremd zu werden, keine Rechte mehr auf sie zu haben. Ihr Vormund bin ich gewesen — ach, die glückliche Zeit! Und nach ihrer Verheiratung, wie war mir das Leben so leer, so langweilig... Jetzt als Witwe steht sie mir wieder näher, und ich möchte sie um keinen Preis wieder verlieren. Aber wie das anfangen? Sie heiraten?! — Mein Alter gegen das ihrige...! Dafür wäre ich freilich vernünftiger als ein junger Ehemann... Ah, da ist sie! So reizend wie stets...“

Sie trat, ihn suchend, auf die Terrasse heraus. Sie war zwanzig Jahre, pikant, frisch, und trug einen seidenknisternden Promenadenanzug.

„Komme ich zu spät?“ lächelte sie.

„Ich stehe stets zu Ihrem Befehl!“

„Zu meinem Befehl! Bravo! So lange ich Ihre Münd-



del war, Graf, durften Sie befehlen, jetzt bin ich die Würdensperson! Eine ehrfame Witwe! 's ist eigentlich ganz nett, niemandem mehr gehorchen müssen. Besonders beim Heiraten! Das erste Mal mußte ich mich Familienverhältnissen fügen, jetzt werde ich nur meinem Herzen folgen...“

„Und Ihr Herz wird gut wählen,“ sagte er, „denn es ist brav und echt. Sie werden Ihre Jugend und Schönheit unter den Schutz eines erfahrenen Mannes stellen, voll —“

„Voll väterlicher Liebe...?“

„Ja,“ sagte er, und dachte: „Sie hat mich verstanden!“

Und sie dachte: „Ich wußte es ja!“

„Laut sagte sie: „Apropos, Ihr Neffe Manfredino, lieber Vormund, ist nicht ganz wohl, er kann uns also nicht zu Pferde begleiten. Aber er kann im Wagen Ihren Platz einnehmen, und Sie können auf dem Almanfor reiten... hübsches Pferdchen, wenn er auch manchmal bockt!“

„So! Ich soll wohl den Hals brechen...?“

„Pardon, ja! Ich vergaß Ihr Alter...! Freilich es ist besser, Sie bleiben zu Hause!“

„Sie wollten allein mit Manfredino —? Und die Leute! Nein, da reite ich lieber mit. Ich reite so gern! Und es macht mir Lust, ein bodiges Pferd zu bezwingen, für einen Mann wie ich, kräftig und in den besten Jahren, giebt es nichts Lustigeres!“

„Sieh, sieh, lieber Vormund! Welches Feuer! Sie sind ja förmlich verjüngt!“

„Das ist Ihr Werk, Agnese. Eine Frau, die wir — die man ehrt, vermag alles!“

„Wirklich? Dann muß ich Sie gleich ein wenig ausbrummen, weil Sie sich so vernachlässigen, Vormund! Stets im Schlafrocke sein Daheim...!“

Fürs ganze Leben. Von C. Delort. — Nach einer Photographie aus dem Verlage von E. Lecabre u. Cie., Paris.

„Ich soll wohl einen halben Tag lang Toilette machen?“  
 „Freilich . . . in Ihrem Alter wird man bequem.“  
 „Wer sagt das?! Sie sollen sehen, daß ich noch nicht  
 bequemer bin!“ sagte er eifrig und zog dabei eine Tabakdose  
 aus der Tasche. Aber die junge Gräfin konfiszirte dieselbe  
 sogleich und sagte: „Und Tabak dürfen Sie auch nicht schnupfen,  
 wie ein Greis! . . . Und jetzt gehen Sie Toilette machen. Aber  
 noch eins: heute ist Maskenball im Theater, den muß ich  
 sehen! Ich habe einen Kosadomino, besorgen Sie sich einen  
 ähnlichen . . .“

„Ich maskiert —“  
 „Freilich in Ihrem Alter! Manfredino soll mich begleiten.“  
 „Was fällt Ihnen ein? Ich gehe so gern auf Masken-  
 bälle! . . . Und jetzt fliege ich, Toilette zu machen —!“

Damit verschwand er im Zimmer, und sie wurde ernst,  
 wie sie jetzt allein blieb; sie dachte an den jungen, eiteln, ge-  
 müthlosen Manfredino und an den edlen, herzswarmen Mann,  
 welcher sie soeben verlassen.

Und als er wiederkam im tadellosen Anzuge, da lächelte  
 sie ihm sonnig entgegen: „Bravo! Wie hübsch Sie aussehen,  
 Vormund, und wie gut Sie sind. Ach, wenn ich Ihre Frau  
 wäre?“

Er wurde rot vor Freude: „Können Sie diesen Gedanken  
 fassen, teuerste Agnese? Nun, was würden Sie mir noch be-  
 fehlen?“

„Was ich wünschen würde? Daß Sie sich ein eigenes  
 Haus mieten, Wagen und Pferde halten, kurz, alle Jung-  
 gefellengewohnheiten aufgeben, wenn Sie noch nicht zu alt  
 dazu sind . . .!“

„Topp!“ rief er. „Und ich, als Ihr Gatte, würde Ihnen  
 jede Freude der Jugend gönnen, und Ihnen dabei folgen, und  
 wenn es nicht mehr ginge, würde ich Ihnen im Geiste  
 folgen und mich Ihrer Freude freuen. Und wenn dann auch  
 bei Ihnen ernstere und ruhigere Jahre kämen, dann würde  
 ich Ihrer harren an der Kaffstätte des behaglichen Ka-  
 mins . . .! Aber es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg

machen, Manfredino holen, spazierenfahren, dann auf den  
 Ball gehen. . .“

„Nein!“ sagte sie herzlich. „Bleiben wir. Es plaudert  
 sich so gut hier, bleiben Sie an meiner Seite. . .“

„Ein halbes Stündchen noch?“  
 „Nein für's ganze Leben! . . .“ lächelte sie mit frohen  
 Thränen in den Augen.

Was ich hier erzählt, ist keine wahre Geschichte. Ein Poet  
 Namens d'Unquaire hatte sie erdacht, um eine junge Fürstin  
 vor einer Liebelei mit einem gedehnten Cousin zu warnen  
 und sie zu vermögen, einen alternden lebenswürdigen Dufel zu  
 heiraten. Im Schlosse Radziwill wurde die Komödie von vor-  
 nehmen Dilettanten aufgeführt. Und nach der Vorstellung war  
 die junge Fürstin in der That von ihrem faible für den Gefen  
 geheilt, aber sie heiratete darum doch nicht den alten, lebens-  
 würdigen Dufel, sondern den Darsteller des Conte Marfili.  
 E. M. Vacano.

## Durch Gut und Klug.

Erzählung von E. von Dinklage.

(Fortsetzung von Seite 38 und Schluß.)

Phemie flatterte wie eine haltlose Ranke ohne Ziel und  
 Zweck jedem Luftzuge folgend umher. Manchmal grollte  
 und schmolte sie wochenlang, oder bemitleidete sich selbst,  
 bis sie sich zu thörichten Drohungen und Beleidigungen ge-  
 gen Stina aufgeregt hatte.

Lukas arbeitete und ging ernsthaft seines Weges; da  
 Stina in der Trauerzeit keine Anbeutungen auf eine Heirat  
 machte, so verhielt er sich ebenso zurückhaltend.

Es schien somit auf dem Brinkerhofs alles in Ordnung,  
 aber in Wirklichkeit war das nur Schein, Stina lag nichts  
 an dem Erfolg ihres ruhelosen Arbeitsbetriebes, aber alles  
 daran, Lukas möge sie lieben lernen; Lukas merkte, daß ihr  
 Herz an ihm hing, aber weil er es wußte, empörte ihn ihre  
 hochmütige Zurückhaltung, sie wäre anders gewesen, wenn sie  
 sich nicht für eine reiche Braut hielt! schloß er.

Phemie war immer um die Wege, mochte Lukas bei der  
 Hausarbeit oder auf dem Felde sein, ihr Vogelgezwitscher  
 gehörte gleichsam mit zu seinem Tagewerk, er horchte nicht  
 viel was sie plauderte, aber der Klang ihrer Stimme that  
 seinem Gemüthe wohl, denn jede Ungewißheit wird auf die  
 Länge drückend. Nach dem ersten Trauerhalbjahr mußte sich  
 ja alles entscheiden — und es entschied sich. Stina erklärte,  
 sie denke durch ihre Heirat mit Lukas den letzten Wunsch  
 ihres seligen Vaters zu verwirklichen und beraunte den Tag  
 des Versprechens an, alles so selbstverständlich ruhig, als sie  
 ihre Geschäfte zu betreiben pflegte.

Der Tag der Brautschau kam heran, Lukas schirrte die  
 blank gestriegelten Pferde, um sein „Voll“ von der Eisenbahn  
 abzuholen, vor der breiten „Falthür“ stand bereits der mit  
 grüner Olfarbe gestrichene Jagdwagen, da trat Phemie herzu  
 und sagte mit ihrer klingenden Stimme: „Heut wirst du ver-  
 auktioniert — wenn du wüßtest, wie es thut verkauft zu  
 sein, du setzest dich lieber in einen Ameisenhaufen, als neben  
 diesen Herd, nur ein unverständiges Tier läßt sich ruhig ver-  
 kaufen, wenn mir Wilm den Geldstrumpf hinterlassen hätte,  
 du würdest in Freudenprüngen gehen wie der Morgenwind,  
 jetzt schwimmst du gegen den Strom nach Stina und der  
 eisenbeschlagenen Kiste, worin die Papiere und Goldstücke  
 liegen. Ich habe den Schlüssel nie in der Hand gehabt und  
 du wirst ihn nie haben. Du weißt, daß mein Herz an dir  
 hängt, Lukas, daß du mich gut und fromm machen könntest  
 und daß mir eine Strafe von dir lieber ist als ein Lob von  
 andern — jetzt aber kann ich dich nicht mehr achten, weil du  
 ein Vaguer gegen Stina und ein Dieb an mir bist. Eins  
 muß ich wählen, nun du die alte, stramme, statt der jungen  
 Frau nimmst — den Tod oder ein lustiges Leben. Wenn  
 ich sterbe, so schütten sie den Sand über mich und graben  
 mich neben Wilm ein — das ist grauselig, so lebe ich denn  
 weiter — lebe wie ein Vogel in der Luft, und du und sie —  
 Stina — ihr zwei habt mich dahin gebracht!“

Lukas hatte die Arme auf den Widerriß der braunen  
 Blässe gelegt und blickte Phemie mit staunender Bewunde-  
 rung an.

„Du weißt nicht was du redest!“ sagte er endlich mürrisch  
 und vermied es in den Glanz ihrer leuchtenden Augen zu  
 blicken. „Wer hat mich zu deinem Wächter eingesetzt?“

„Das sagte Rain auch, als man ihn nach Abel fragte,“  
 war Phemies ernste Antwort. „Wer? die Natur, die Liebe!“

Lukas sah sie noch immer an unter den halbgeöffneten  
 Augenlidern hervor: „Solche Gedanken verwehen wie Flug-  
 sand,“ knurrte er, „ein vernünftiger Kerl schert sich den  
 Kufel darum!“

Die kleine Witwe sprang auf, trat an die andere Seite  
 des Pferdes, drückte ihr rundes Kinn auf das glänzende Fell  
 der Blässe und flüsterte, zu dem Burschen aus nächster Nähe  
 emporsiehend: „Versuch's!“ dann ein Lachen wie ein Möven-  
 schrei, das in Schluchzen endete und fort war sie.

„Satan!“ fluchte Lukas und schlug schallend auf den  
 Rücken der Blässe, welche würdig neben die Deichsel trat,  
 sich nach dem „Foh“ umsehend, denn der Fuchs war noch  
 ein junges Blut, auf dessen Gebahren man sich nicht sicher  
 verlassen konnte; heute indes schien Foh einverstanden, er  
 wußte wie leicht der Jagdwagen war und ließ sich getroßt  
 einspannen. Lukas zog die Stränge über den Schwengel,  
 schlüpfte in sein Wams, das über die Lehne des Wagen-  
 sitzes gehängt war, sagte „Hü!“ und die Pferde zogen an.  
 Stina schaute über die Hecke, sie hatte einen Strauß von  
 gelben und roten Georginen gepflückt, welche in der alten  
 Majolika-Vase prangen sollten, aber Lukas blickte zerstreut  
 vor sich hin, Stina wollte ihn anrufen, doch der Ton ersticke

ihr in der Kehle, es war als fahre er dahin um nimmer  
 wiederzukehren. Doch er kam zurück, brachte einen solchen  
 Schwarm von Verwandten, daß man wirkliche Bewunderung  
 vor dem Jagdwagen, der sie alle herbergte, empfand, und die  
 Verwandten zeigten sich höchlich befriedigt über den Brinkerhof  
 und das Vieh und das Haus und die Braut. Nach dem  
 feierlichen Verspruch hielt Lukas die Hand seiner Verlobten  
 in der seinigen fest und sprach: „Ich wähle die beste Frau,  
 welche jemals ihre Hand ins Weihwasser tauchte!“ Ein leises  
 Richern antwortete ihm, dort stand Phemie, sie hatte ihre  
 Trauer ganz vorzeitig abgelegt und trug ein goldgesticktes  
 Häubchen mit roten, flatternden Seidenbändern, das leuchtete  
 wie ein Feldmohn.

Die weiblichen Verwandten machten sehr mißbilligende  
 Gesichter, die älteren männlichen schmunzelten, die jüngeren  
 aber stießen einander an und wisperten: „Donnerschlag —  
 ist die flügge!“ Das war sie denn auch, sie ließ mit Über-  
 gehung der übrigen Gäste ihre Bewunderer gar nicht aus  
 dem prickelnden Staunen herauskommen.

Phemie legte die Trauer nicht wieder an und Stina  
 machte keinen Versuch sie zu bereden, während Lukas sich in  
 der Seele seines verstorbenen Schwiegervaters tagtäglich ge-  
 ärgert und gekränkt fühlte, solch ein Verstoß gegen Brauch  
 und Sitte mußte ja „Alarm“ in der ganzen Gemeinde  
 machen. „So will ich's ja eben!“ rief die Witwe und lachte  
 ihn aus den Augenwinkeln an.

Vierzehn Tage darauf war Kirchweih. Am „Kerms-  
 dag“ sieht man recht, wie viele Freunde man hat! Stina  
 richtete für „dick vierzig Mann“ die Mittagstafel, die vierzig  
 Mann bestanden zumeist aus Frauen und Kindern. Phemie  
 tanzte mit der kleinen Schaar, die kaum oder eben laufen  
 konnten, in der großen Küche umher. „Tanzen ist herrlich!“  
 rief sie dabei, „ich geh heut Abend zur Viole!“ — Man  
 nahm das für eine „kindische Schnacke“, aber als sich abends  
 nach dem Fortgehen der Freundschaft Stina nach ihrer  
 Stiefmutter umjah, war diese richtig verschwunden und der  
 Schäfer berichtete zögernd: „die Frau sei ins Dorf zur Tanz-  
 kammer gegangen und schickte ihn mit der Botchaft, sie werde  
 wieder kommen, wenn der „Baas“ sie abhole!“

Stina zögerte nicht Lukas um seine Vermittelung zu  
 bitten, stand doch ihres Vaters Name an dem Pranger, und  
 Lukas setzte wirklich entriestet seine Mühe auf und ging, es  
 war neun Uhr abends — gegen Mitternacht kam das Paar  
 zurück, obwohl der Weg zum Dorf keine zwanzig Minuten  
 beanspruchte, wenn man über die Viehweide ging. Phemie  
 hatte ihren Mentor vermocht, ein paar Stunden mitzu-  
 tanzen!

Kein Mensch begriff, weshalb Stina ihre Hochzeit  
 hinausshob, es wäre doch paßlich, wenn die Geschichte in  
 Ordnung käme und bis zu Ablauf der Trauerzeit, welche  
 für die Tochter ein Jahr und zwölf Wochen, für die Witwe  
 zwei Jahr und sechzig Tage dauerte, konnte ja doch nicht  
 gewartet werden. Eines Sonntags fehlte Stina in der Kirche,  
 man erzählte, sie mache eine Wallfahrt, als aber auch am nächsten  
 Sonntag ihr Platz leer blieb und die Väter vom Brinkerhof  
 mit sichtbar verstörten Mienen in der Bank saßen, da konnte  
 man kaum den Schluß des Gottesdienstes abwarten, um Er-  
 kundigungen einzuziehen. Die Nachrichten waren nicht so  
 aufregend als man hoffen durfte. Stina hatte, nachdem sie  
 Lukas alle Gewalt des Hauses übertragen, eine Wallfahrt  
 nach Telgte angetreten und Lukas hatte sie eine gute Strecke  
 weit zu Fuß auf den Weg gebracht, so daß er erst am folgen-  
 den Abend wiederkam. Phemie war schon seit einiger Zeit zu  
 den Angehörigen des Bräutigams Lukas auf Besuch ge-  
 gangen, obwohl sie niemand dahin eingeladen hatte, als eben  
 die jungen Männer des Hauses. Umsonst erwartete man  
 Stinas Heimkehr, weder sie noch irgend eine Kunde von ihr  
 traf ein.

Lukas machte sich anscheinend sehr sorgenvoll auf, um  
 in Telgte selbst und auf dem Wege dahin Nachforschungen  
 anzustellen — Stina war aber weder in Münster noch in  
 Telgte gesehen worden, und überhaupt nirgendwo eine Spur  
 von ihr zu entdecken, demzufolge wurde dem Gerichte An-  
 zeige gemacht und eine Untersuchung eingeleitet. Phemies  
 Verhör begann mit der von ihr gestellten Frage: „Ob sie  
 selbst, wenn Stina verschwunden bleibe, die Erbin des  
 Brinkerhofes sei?“ worauf ihr entgegnet wurde, daß bei  
 mangelnden Beweisen des erfolgten Ablebens der Besitzerin,  
 deren Eigentum bis zur gerichtlichen Todeserklärung nach  
 einem festgesetzten Zeitraume verwaltet und beschlagnahmt

werde. Die kleine Frau war sehr erschrocken und be-  
 trübt.

Lukas gab bleich und aufgeregt zu Protokoll, daß er  
 Stina bis Salzbergen begleitet habe, hier hieß sie ihn um-  
 kehren und reichte ihm zum Abschied die Hand mit den  
 Worten: „Alles kann man ertragen, nur eines nicht!“ —  
 Lukas hatte nicht nachgefragt, was sie meine, aber die Wirtin  
 in Salzbergen erinnerte sich dieser Worte gleichfalls, die letz-  
 tere wollte Lukas veranlassen, der Dunkelheit wegen im Gast-  
 hause zu übernachten, aber er lehnte den Vorschlag ab und  
 ging. In der Frühe des nächsten Morgens setzte auch  
 Stina ihre Pilgerreise fort und seitdem fehlte jegliche Kunde  
 über sie.

Der nächstliegende Gedanke an Selbstmord wurde gar  
 nicht in Erwägung gezogen, auf dem flachen Lande, wo es  
 Licht und Luft die Fülle giebt, ist dieses Verbrechen ein un-  
 erhörtes. Zudem lag der Verschwundenen jede leidenschaft-  
 liche Hefigkeit fern und sie gehörte ebensovienig zu den  
 unpraktischen Schwärmern, welche einen einträglichen schul-  
 denfreien Besitz nicht seinem vollen Werte nach zu würdigen  
 wissen!

So schloß die Sache ein. Im Laufe des Winters sprach  
 Lukas die Absicht aus, nach Amerika zu übersiedeln, alles  
 war zur Abreise vorbereitet und der Tag der Überfahrt  
 nahe, als die Polizei sich des Auswanderers bemächtigte,  
 um ihn, des Mordes verdächtig, in Untersuchungshaft zu  
 bringen.

Kolonisten, welche im Frühling das Moor hackten, welches  
 sie demnächst zur Einsaat des Buchweizens brennen wollten,  
 hatten fernab von der Landstraße ein silberbeschlagenes, von  
 langer Feuchtigkeit verquollenes und verschimmeltes Gebet-  
 buch mit Stinas eingeschriebenem Namen gefunden, nicht  
 weit davon einen Frauenschuh und näher der Chaussee einen  
 Regenschirm. Die Himmelsrichtung der Fundstelle schloß die  
 Annahme aus, Stina habe ihre Wallfahrt von Salzbergen  
 aus fortgesetzt, im Gegenteile war dies die nach Holland füh-  
 rende Straße Bentheim-Zütphen. Diesmal war es die junge  
 Wittib Phemie, welche rachsüchtig den von ihr geliebten Mann  
 des Mordes verdächtigte, weil derselbe seit Stinas Verschwin-  
 den jede Beziehung zu dem schönen Weibe von sich wies, ja  
 ihr, die durch ihr Jahreseinkommen vom Brinkerhofs an  
 Deutschland gefesselt war, durch seine Auswanderung zu ent-  
 fliehen trachtete.

Phemies anklagende Gründe lauteten: „Lukas hatte  
 mich lieber als die andere, ihn hielt nur ihr Besitz, als ich's  
 aber dahin gebracht hatte, daß Lukas' älterer Bruder Harm  
 um mich freite, da versprach Lukas mir, Stina aufzugeben,  
 jedoch sie wollte ihn nicht freilassen. Nun Stina fort ist und  
 man mir das Erbe nicht geben will, faßt Lukas die Reue  
 und er und sein Bruder wollen nichts mehr von mir wissen,  
 und das sollen sie hüßen!“

Der Angeklagte bestätigte diese Aussage in Bezug auf  
 seine Erklärung an Stina, „daß er als ehrlicher Mann sein  
 Wort von ihr zurückverlange, da seine Gedanken einen anderen  
 Weg gingen,“ Stina aber gab ihn nicht frei, es sei denn,  
 daß er los und ledig nach Amerika auswandere. Von Stinas  
 Verbleib nach dem beinahe wortlosen Abschiede in Salzbergen  
 wisse er nichts.

Wo war Lukas während des Tages, der zwischen seiner  
 Abfahrt mit dem Zuge aus Salzbergen und seiner Rückkehr  
 nach dem Brinkerhofs lag?

„Ich war müde und traurig, als ich in der Nacht auf  
 dem Hofe ankam, da ich das Hausvolk nicht wecken wollte,  
 legte ich mich ins Heu, aber schlafen konnte ich nicht, mein  
 Herz war schwer um Stina, welche ich hart gekränkt hatte.  
 Während ich bis zum Hahnenkriech wachte, kam mir der Ge-  
 danke: Aus ist's hier und gar mit mir, verachten soll sie  
 mich nicht! — Ich wusch mich also am Brunnen, sperrte  
 den Hund in die Diele und fuhr mit dem Morgenzuge um  
 neunehalb Uhr nach Papenburg zu einem Auswanderungs-  
 agenten!“

Der Agent bestätigte, daß Lukas nachmittags bei ihm  
 Erkundigungen einzog. Der Billetverkäufer an der Bahn-  
 station weiß nicht, ob Lukas mit dem Zuge, den er nach  
 Papenburg weiter benutzte, angekommen war oder im letzten  
 Augenblick von draußen an den Schalter trat. Auch die  
 Schaffner erinnern sich der Einzelheiten nicht mehr, da seit-  
 dem fast ein halbes Jahr verstrichen ist.

Hätte die Mehrzahl der Geschworenen aus Landleuten  
 bestanden, so würde Lukas auf seine ehrliche Darlegung hin

freigesprochen sein, die versammelten städtischen Volkssrichter aber hielten den Angeklagten um so schuldiger, je rechtschaffener er sich zu geben verstand. Der Mord bekam, da Lukas die Schlüssel zu jedem Verschluß des Hauses von der Herrin desselben unvertraut erhalten, einen geradezu räuberischen Charakter, wenn man die Doppelstellung des Delinquenten als Hausgenosse, gedungener Großknecht und angeschworener Verlobter ins Auge faßt; sein Wankelmuth fiel vernichtend in die Waagschale, und das Erkenntnis lautete: „sieben Jahre Gefängnis!“

Während sich die Jury zurückgezogen hatte, tönte plötzlich ein gellender Schrei durch die erwartungsvolle Stille im Gerichtssaale: „O Gott, o Gott, sie wollen ihn töten — nehmt mich! nehmt mich! er hat es nicht gethan!“

Es war der Verzweiflungsausbruch der kleinen Witwe, deren in Eifersucht und Zorn verwandelte Liebe zu Lukas plötzlich wieder in frischer Stärke erwachte. Ihre Aussagen waren inzwischen zu unweifelhaft gewesen, als daß ihre Anerbietungen einen anderen Erfolg haben konnten als den — daß sie trotz alles Sträubens hinausgeführt wurde.

Lukas vernahm sein Urtheil mit dem starren Ausdruck eines Nachtwandlers, ein paarmal bewegte er die Lippen, ohne einen Laut hervorzubringen, endlich verstand man das wie von einem Ersticken ausgesprochene Wort: „Schande!“

Er erwies sich als ein stiller, folgsamer Sträfling, so daß seine Wärter stets bereit waren, ihm die Strafe, welche ihn schier zu Boden drückte, so viel nur thunlich zu erleichtern.

Wenige Wochen nach der Verurteilung des Brinkerhof-Bräutigams wurde der Polizei die Anzeige, daß die Witwe Euphemia Dierksen aus ihrem derzeitigen Aufenthalt verschwunden sei. Sie, die ihr ganzes keineswegs kärgliches Einkommen in Putz und Näscherien anzulegen pflegte, hatte plötzlich, nach dem Bericht ihrer Hauswirthin — sie lebte in einer Kammer eingemietet — „die ganze Profitemahlzeit von Goldwerk und Ranten und Seiden- und Lakengut an den Juden, der sonst nur mit Fellen handelte, verkauft und war in ihrem täglichen ‚Wandkleide‘ eines morgens auf und davon!“

Die Vermutung, sie möge nicht ohne männlichen Schutz ins Weite gegangen sein, fand keinen Beifall im Sinne der Alten. „Nee — seitdem daß sie von dem Schwörgerecht wiederkam, hat sie sich nach keinen nicht umgesehen, und zu ihr kommt auch niemand, von wegen daß sie gegen Lukas gezeugt hat, aber Jilax, den alten Hund vom Brinkerhofe, den hat sie mitgenommen!“

„Und Ihr wißt nicht, Mutter Poggmann, aus welchem Grunde sie ging und wohin sie wollte?“

„Weiß ich, Herr Polizei, sie ging um sich Kuchen zu kaufen, nämlich ‚Szekulazin‘ wie sie zu Sünden-Claas-Tag gebaeken wird, und wohin? Nach Almelo!“ —

„Aber das ist doch undenkbar!“

„Undenkbar, Herr Polizei? Bei solch einem Spielding ist nichts undenkbar. Es kam ganz natürlich so, indem ich das ewige Weinen und Lamentieren um Lukas nicht mehr aushalten konnte und dieserhalb von wegen ihr gelobte, mein Sohn Gerd, der in Haaren wohnt und auf den Viehhandel geht, sollte ihr das nächste Mal, wenn er ins Groninger Land tourt, ‚Szekulazin‘ aus Almelo mitbringen, denn sie ist übels gern Süßigkeiten. Almelo — ‚Szekulazin‘ schreit sie wie kack, läuft auf die Straße, kommt mit Jsaak wieder, verkauft ihr Sonntagsgut und ‚Bängelwerk‘, holt sich den alten Jilax und fort ging sie am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang. Also ist sie fort!“

„Ja, wenn das ist, so müssen wir's abwarten, Mutter Poggmann!“

„Sicherlich, deswegen komme ich auch, die Leute sagten aber, ich müßte das anzeigen, damit ich nicht auch möglich vor das Geschwör komme!“

„Das mit der Anzeige ist in Ordnung!“ entgegnete die Polizei mit hoher Selbstzufriedenheit.

Das Staunen der hohen Obrigkeit vergrößerte sich, als dieselbe eines Abends durch heftiges Klopfen und Hundegebell aus dem Schlafe der Gerechten erweckt und ans Fenster gerufen wurde.

„Wo brennt es?“ fragte der Polizeidiener ins Dunkel hinaus.

„Laßt Lukas frei!“ rief eine klangvolle Frauenstimme, „laßt ihn auf der Stelle frei — Stina ist wieder da!“

„Lukas ist nicht hier!“

„Nicht hier — o mein Gott! mein Gott! wo ist er, haben sie ihn tot gemacht?“

„Unsinn — jetzt kann nichts gethan werden, morgen!“

„Jetzt nicht?“ schluchzte die Stimme, „und er soll noch eine ganze Nacht und einen ganzen Tag unschuldig in dem feuchten Loch zwischen den Ragen bei Wasser und Brod sitzen? seid barmherzig —!“

„Aber er ist doch nicht hier — geh zu Bett und laß andere Leute in Ruh!“

Das Fenster klirrte und mit einem Weheschrei sank Phemie zu Boden, sie dachte sich das Gefangensein so fürchtbar, als es nur immer eine aufgeregte kinderhafte Phantasie auszumalen vermochte.

Stina war wirklich wieder da, nachdem man sie Jahr und Tag tot geglaubt, und zwar hatte Phemie sie wieder aufgefunden. Almelo und die ‚Szekulazin‘ erinnerten die Witwe an eine ehemalige Magd vom Brinkerhofe, die sich nach Almelo verheiratete und dann und wann, als Phemie noch klein war, zum Besuch kam und ‚Szekulazin‘ in einem ‚Blechtrömmelchen‘ mitbrachte: dort mußte Stina sein, wenn sie noch lebte, und leben mußte sie ja noch, das wußte Phemie vom eigenen Liebeskummer gewißigt. Stinas Flucht — o,

wie Phemie das begriff! — erhob ja eine Scheidewand zwischen Lukas und der Witwe, war eine Rache für alle Bitterkeit und Kränkung, welche ihr von dem schuldigen Paare angethan waren. Als Phemie von Lukas hart abgewiesen, von aller Welt verachtet in äußerster Verlassenheit dastand, kam ihr eine glühende Sehnsucht nach dem Schutz, der Pflege und Liebe ihrer Stinamutter, dazu die nagende Reue über ihren Verrat an Lukas — es war schlimmer als der Tod, oder doch beinahe so schlimm! denn in Wilms Nähe unter dem Sande zu schlummern, das war freilich undenkbar grauenhaft. Als die beiden unverständigen Geschöpfe Phemie und Jilax in Almelo ankamen, ohne irgendwelche Orts- oder Namenkunde, durchwanderten sie beinahe zwei Tage alle Gassen und Gäßchen, bis Jilax gegen Abend ein Freuden-geheul ausstieß und sich in vollem Trabe zu einem Häuschen aufmachte, das außerhalb des Ortes in einem Krautgarten lag. Stina trat eben aus der Thür dieses Hauses, als ein maßloser Jubel sie empfing und das sonderbare Paar sie fast erstickt und zu Boden geworfen hätte: „O, stoß mich nicht von dir, stoß mich nicht von dir, wie es Lukas gethan hat — ich verdienere es nicht, daß du mir die Hand reichst, aber ich bin so verlassen!“ weinte und schluchzte die Witwe, wie immer an sich selbst denkend, und brach dazwischen in Freudenrufe aus, daß „unsere Stina“ wieder da sei.

„Ich verlasse dich nicht!“ entgegnete Stina, ohne indes ihre Liebsohnen zu erwidern, „als ich dich damals, wo ich dich zuerst fand, aufnahm, da that ich es für Zeit meines Lebens und dachte an keinen Dank!“

„Hattest du kein Verlangen nach dem Brinkerhofe und nach uns?“ forschte Phemie.

Stinas Augen hefteten sich über den Scheitel der kleinen Witwe hinweg auf den fernsten Punkt der flachen Landschaft: „Nein!“ entgegnete sie ernst wie der Priester am Altar. „Nach keinem von uns?“

„Nein — nach keinem!“

Phemie, das Kind des Augenblickes, fühlte sich überwältigt; sie, die in Widersprüchen lebte, fühlte eine Macht über sich, von deren Stärke sie keine Ahnung gehabt hatte, sie zitterte wie ein Halm am Fuße eines Felssturzes.

Stinas Bekenntnis hatte in der That erschöpfend darge-  
gethan, wie sie dem Leben und der Zukunft fortan gegenüber stehe: wortlos, wie sie geliebt und geduldet hatte, war ihre Entfugung, sie konnte nichts halbes thun und empfinden, die beiden Wesen, denen sie sich ganz und gar gewidmet hatte, Phemie und Lukas, untergruben die Quellen, aus denen ihre selbstlos spendende Treue floß, und jetzt stand nichts mehr da als die kalte freundlose Pflicht des Lebens.

Die Dorfleute und die Nachbarn wichen zurück, als sie Stina erblickten, ihr Urtheil lautete: „Sie ist stolz geworden, früher war sie nicht so großmütig gegen alte Freunde!“

Auf amtliches Befragen entgegnete sie einfach: „Ich ließ mein Hab und Gut zurück, meine Person gehört mir, ich konnte hingehen, wohin ich will!“

Selbstverständlich wurde Lukas sofort in Freiheit gesetzt, Phemie, deren Liebe für ihn sie erst zu seiner Anklägerin und dann zu seiner Befreierin machte, geriet in eine kindische Furcht, bei der Vorstellung, Lukas könnte jetzt kommen und die beiden Frauen wegen ihrer feindlichen Maßnahmen zur Verantwortung ziehen: „aber nein — er wird nicht kommen, er fürchtet sich vor dir, Stina, oder er kommt im Zorne und schlägt uns tot!“

„Er kommt — aber nicht im Zorne!“ entgegnete Stina und setzte ein paar Hühner zu Feuer, als ob sich der Freigesprochene angemeldet hätte.

Richtig trat Lukas um elf Uhr morgens ein, bleicher, magerer, gealtert. Stina wandte sich, und beide blickten sich lange und bewegungslos in die Augen, als ob in Gottes weiter Welt nichts Anderes zu sehen sei. Selbst Phemies Aufschluchzen schien an tauben Ohren vorüber zu gehen.

„Ich komme zu fragen, Stina, ob wir jetzt quitt sind!“ sprach endlich der Mann.

„Ja, Lukas!“ entgegnete die Bäuerin.

„Und ob nun alles beim alten ist?“

„Nein, Lukas, wir sind keine Leute aufs Vergessen! Du bist rechtschaffen geblieben — das hat's gebracht, weil ich dich in Schande und Anklage trieb! Du ertrugst Unrecht, aber begingst es nicht, ich habe mich selbst gestraft, o fürchtbar gestraft, für meine eifernden Gedanken, indem ich dich strafe — jetzt ist's aus. Mir fehlt die Geduld der Liebe, sie trug nicht, sie zerriß, und so bin ich nicht zur Ehe geschaffen!“

„Adieu denn!“ entgegnete Lukas.

„Setz dich und is, ehe du gehst!“ mahnte Stina, „wer sich auf den Hacken zurückwendet, trägt den Frieden über die Schwelle.“ und sie flüsterte beinahe „wo kein Glück ist, soll wenigstens Friede sein!“ — da ist Phemie — bleib ihr den Gruß nicht schuldig!“

„Helf dir Gott, Phemie — weine nicht!“ sagte Lukas sich niederlegend.

Phemie blieb in ihren Winkel gekauert und rief ängstlich: „Fragest du gar nicht nach mir?“

Lukas legte Löffel und Gabel, mit denen er bereits gegen die Hühner, welche Stina aufgesetzt hatte, zu Felde zog, nieder und sprach nach einer Pause: „Ich habe mir's im Gefängnis alles überdacht, es taugt nichts, die Welt anders machen zu wollen, als sie ist! Stina that schweres Unrecht, einen jungen Fuchs in Federkissen zu legen und mit Zucker, Zwieback und Eiern groß zu füttern, er verlernte sich selbst zu helfen und konnte doch seine Natur nicht ablegen! Solch ein junger Fuchs ist Phemie und seine List bethörte mich!“

„Komme ich dir nur wie ein wildes Tier vor?“ schrie

die Witwe, mit ein paar raschen Sätzen vor dem Manne stehend, um dessen Eroberung sie sich so viel Mühe gegeben hatte.

„Wenn ich glaubte, du hättest verstanden, was du fündigtest — dann wehe dir!“ es lag ein so drohender Ton in den wenigen Worten, daß Phemie sich hinausflüchtete.

Lukas aß doch mit ziemlich gutem Appetit und Stina stemmte die Ellbogen auf die Tischplatte und sah ihm zu: „Wenn du einmal wiederkommst von Amerika, dann ver-  
mache ich dir den Brinkerhof und gehe selbst auf die Leib-  
zucht!“ sagte sie nach einer Weile.

„Wär' kürzer.“ antwortete er über das Hühnerbein, welches er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt hinweg, „du gibst dich und den Hof sogleich!“

„Der Hof bleibt und ich bleibe ledig! — Ich gedenke wohl, daß im letzten Sommer dein Name für mich neben dem Namen Gottes und dem meiner Mutter selig stand — aber du liebst ihn nicht dajelbst bestehen, und was hilft es die ewige Lampe anzünden, wenn kein geweihtes Öl da ist?“

„So will ich denn gehen!“ rief er mit zusammenge-  
bissenen Zähnen.

„Warte, bis die Hausleute zum Essen kommen, damit sie gewahren, wir sagen einander ‚Adjü‘, wie Leute, die ehrlich zusammen ins Salzfaß gelangt haben, durch Jahr und Tag. Nichts auf der Welt steht mir höher als du es thust, außer mein freies Recht!“

So schieden die zwei, feierlich wie verbündete Potentaten ange-  
sichts ihrer staunenden Völker.

Stina that mehr als diejenigen, von denen es im Liede heißt „die da sterben, wenn sie lieben!“ sie flüchtete nicht vor ihrem Geschick, sie trug die Entfugung mutig, sie vermochte sich nur einem makellosen treuen Manne zu unterwerfen, Lukas irrte und sie gab ihn auf, wie man seine rechte Hand, sein Augenlicht, seine Zukunft aufgibt.

Lukas schiffte über das Meer und lebte einige Jahre in Amerika, bald hier, bald dort, immer ein unterdrücktes Heimweh im Herzen. Einmal erhielt er einen Brief von seinem Bruder. Daheim war die Mutter gestorben und der Bruder teilte mit, er selbst werde die Witwe Phemie Dierksen heiraten. Lukas meinte, das Bündnis könne kein gutes werden, denn sein Bruder hatte einen durchaus nicht nachgiebigen Charakter, und das arme „Spielding“ war so wenig an Ernst gewöhnt.

Der Zufall, was man so „Glück“ nennt, oder auch die Unkenntnis in Gelpespekulationen verhalfen Lukas zu einem in Amerika nicht nennenswerten, aber daheim im Emsland neidenswerten Vermögen. Lukas schiffte sich ohne langes Bedenken ein und langte von Bremerhaven aus unerwartet auf dem Brinkerhofe an. Am Schlagbaum in der Wallhecke hemmte er unwillkürlich seinen ungeduldigen Schritt, eine fröhliche, losende Stimme sprach zärtliche Worte, sang alte freundliche Weisen und diese Stimme — nein, es war kein Jertum! — gehörte der strengen, wortfargen Stina an! Wirklich, da saß sie unter einer Eiche und mit ihren Armen stützte sie ein dickes kleines Wesen, das im Moose seine ersten Gehversuche machte. Lukas starrte atemlos dahin und jetzt blickte auch Stina auf, sie erschraf nicht, sie erhob sich nicht, aber ihre Augen waren voll stillem Freudenglanz: „Sieh, das ist unsere Maid,“ sagte sie „der Junge, der kleine Lukas schläft zu Haus in der Wiege, mit dem ist Phemie rein nährlich und dein Bruder auch! Gut, daß du kommst, wir haben viel Arbeit und ich muß doch die Kinder verwahren, und: Guten Tag, Lukas, du kommst in ein fröhlich Haus und Gott sei mit dir!“

Phemie war kugelrund und ihre Mutterwürde lehrte sie die Frauenpflichten, welche sie bislang beharrlich von sich abgewiesen hatte. Der Beginn ihrer Ehe war allerdings sehr unfriedlich gewesen, aber mit dem ersten Schrei des Töchterleins war ein neuer Geist unter das alte Brinkerdach eingezogen, die Menschen, welche bislang ihre Worte, aber nicht ihr Wesen verstanden, begriffen jenen Naturlaut und erhoben den unmundigen Schrei nach über ihren eigenen selbstfüchtigen Willen. Sie lernten sich freuen und der Freude zu Liebe einander schonen und berücksichtigen. Phemies Hausfrauentum war zwar nicht mustergiltig, wurde aber mit aufrichtigem Lobe anerkannt und schon im ersten Lebensjahre des Töchterchens war sie überzeugt: „Klein Stindchen sieht schon zu wie ich's mache — sie will von mir lernen!“

Die Fuchsin ist vielleicht eine bessere Mutter, als das wehrlose Reh, und Phemie folgte unverkümmert lebhaften Instinften.

Es fiel Lukas nicht ein wieder fort zu gehen, niemand dachte daran. Da eine Tante im Hause war, mußte auch ein Ohm da sein. Beide zogen sich berechtigter Weise von der schweren Arbeit zurück, sie nannten den an Jahren älteren Hausvater: „Unser junger Mann!“ im Gefühl, daß auf seinen Schultern die Verantwortung liege, und machten sich selbst um so wichtiger, je weniger sie in der That leisteten. Das Kinderhäuslein vermehrte sich und Phemie wußte: „Ohne Stine-Muhme hätte ich sie nicht alle groß ziehen können!“

Stina wurde auf ihre alten Tage beinahe geschwätzig, denn, wie sollten die jungen Vögel flöten lernen, wenn die alten den Schnabel hielten?

Ein Köpfehen neben dem anderen lag auf ihrem Kissen in der Wandbettstelle und die Wiege und der „Lebekant“ waren auch noch besetzt. Bequem war's nicht, aber Stina hatte nie daran gedacht, sich's bequem zu machen, sie war voller Stolz, als sie „unsere Kinder“ schon über's gute halbe Duzend hinauszählen konnte, und neulich sagte sie zu Lukas, der eine Angel für „unsere Ältesten“ anfertigte: „Ich hoffe, das Duzend wird noch voll!“

# Gedenkblatt zur die Berliner Menzel-Feier

12. Dezember 1885



unser Zeitalter ist nicht mit Unrecht als das der „alten Herren“ bezeichnet worden. Die gewaltigsten geschichtlichen Thaten im letzten Drittel dieses Jahrhunderts sind von Männern geplant und ausgeführt, welche der Lebensgrenze des siebzigsten Jahres bereits sehr nahe oder sogar bereits ein gutes Stück über dieselbe hinaus gelangt waren. Dieselbe Beobachtung machen wir in der Kunst unserer Tage. Wir sehen siebzigjährige Meister in der Frische, Rüstigkeit und Größe ihrer schöpferischen Kraft und Thätigkeit noch immer den jugendlichen und den in den Jahren der reifen Männlichkeit stehenden Künstlern überlegen und diese durch Werke beschämen, welche den Stempel der vollendeten Meister-

schaft, aber keine Spuren von einer Schwäche des Alters, von einer Trübung des Geistes und des Auges, oder von einer Unsicherheit der ausführenden Hand zeigen. Adolf Menzel ist eins der glänzendsten und glorreichsten Beispiele solcher geistigen Jugendkraft im siebzigsten Jahre. Zeigen doch seine künstlerischen Schöpfungen aus dem letzten Sommer und Herbst noch ein stetiges Wachsen über das zuvor von ihm Erreichte hinaus; und gerade das sehen wir in ihnen in unvergleichlicher Vollkommenheit verwirklicht, was der neuen Künstlergeneration aller Kulturvölker als das Erstrebenswerteste erscheint. Darum empfindet die künstlerische Jugend eine so warme Begeisterung für den „Altmeister“, der in allem Wahren, Echten und Tüchtigen ihr als hohes Beispiel voran leuchtet. Diese junge Künstlerschaft mochte es sich nicht versagen, das Jubelfest Menzels auch ihrerseits, so gut wie die älteren Genossen, auf ihre eigene Weise zu feiern. Das gewohnte „Weihnachtsfest“ der studierenden Akademiker wurde so zu einem „Menzelfest“.

Wie allumfassend das von Menzel beherrschte Darstellungsgebiet auch sei, ob die ganze Welt der Vergangenheit, der Wirklichkeit und das weite Reich der freien Phantasie ihm auch die Gegenstände und Motive seiner Bilder giebt — seit den vierziger und fünfziger Jahren gilt er seinem Volk doch vorzugsweise als der „Maler Friedrichs des Großen“. Mit der Zauberkraft seines Genies hat er ihn und sein Zeitalter zuerst wieder in voller Lebendigkeit und überzeugender Wahrheit in seinen Bildern vor uns heraufbeschworen, so daß wir den König, seine Helden, seine Freunde und seine Soldaten uns heute nur in der Erscheinung vorzustellen vermögen, die Menzel ihnen gegeben hat. Ihn, den Maler Friedrichs, den Wiedererneuener des 18. Jahrhunderts in der deutschen Kunst zu ehren, kleideten unsere jungen Künstler ihre Menzelseier in die Erscheinungsformen jener ruhmvollen Epoche.

Sollen aber Menschen derselben so dargestellt werden, daß sie den Schein der Echtheit tragen und ihre Kostüme nicht nur wie ein äußerlich umgehängtes Maskenkleid wirken, so müssen die Darsteller auf das verzichteten, was wir heute als die fast unentbehrliche Zierde des männlichen Antlitzes anzusehen uns gewöhnt haben: auf die Bärte. Die Sitte und die Mode des Zeitalters Friedrichs des Großen duldet bei den Männern der vornehmen wie der gut bürgerlichen Gesellschaft keinen Bart; höchstens den Schnurrbart bei den Soldaten. Die bereits bebarteten jüngeren und reiferen Künstler, die in der Darstellung des Festspiels mitzuwirken hatten, mußten resigniert dem schönen Zweck ihre Bärte zum Opfer bringen. Aber ein Ausweg bot sich dennoch für viele von ihnen. An dem Hofe Friedrichs ist nach den schlesischen Kriegen einmal

eine tartarische und türkische Gesandtschaft erschienen. Deren Mitglieder haben zweifellos mit dem üppigsten Bartschmuck geprangt. Ebenso wie ihre Gesichter, mußten ihre fremdartig prunkvollen Trachten, Rüstungen, Waffen einen höchst malerischen Gegensatz zu denen der bezopften preussischen Militärs, Hofkavaliere und Berliner Bürger des achtzehnten Jahrhunderts und zu den Reifröcken und hohen Frisuren der Damen, Frauen und Fräulein bilden. Der Aufzug und Empfang dieser Gesandtschaften aus dem fernen Orient in all ihrer farbigen, von Gold und Silber, Juwelen und Stahl funkelnenden Erscheinungssprache sollte der Kern und Hauptgegenstand des Festspiels bilden. Die poetischen Reden und Gegenreden für die darin sprechenden Auftretenden dichtete kein Geringerer als E. v. Wildenbruch. Mit freudigem Eifer gingen die jungen Künstler an die Inszenierung und das Einstudieren des in seinen Grundzügen rasch entworfenen und festgestellten Spiels. Hochbegabte Maler und Bildhauer schufen den großen Saal in der „Philharmonie“ zu einem, dem Zeitcharakter und dem Anlaß entsprechenden Raum um. Der obere Logengang schien auf gekuppelten Säulenpaaren aus farbigem Marmor zu ruhen. Prächtige Orientteppiche und grüne Festons schmückten seine Brüstungen; die Logen selbst waren zu lebendigen Lauben, ihre hintere Wand zu blauer Himmelsluft gewandelt. Die Bühne, vor deren Vorhang sich, halb zurückgeschlagen, kostbare alte Gobelins drapierten, war von farbigen Säulenpaaren und von großen, meisterhaft durch Müller-Coburg gemalten Dekorationen, Rokoko-Architekturen mit reizenden Durchblicken auf Parklandschaften im Stil derer von Potsdam, flankiert. Vor diesen (gemalten) lustigen barocken Quaderbauten leuchteten aus Palmen-, Lorbeer- und Orangengebüschen kühn bewegte Statuengruppen (von dem jungen Bildhauer Felderhoff in kaum glaublich kurzer Zeit in Stück modelliert): fischschwänzige, kraftstrotzende Tritonen, schöne nackte, bacchantisch bewegte Nereiden auf nervigen Armen schwingend, und kolossale barocke Vasen.

Noch einige andre, bescheidenere Baulichkeiten waren in dem weiten Raum errichtet. In der einen Ecke stand ein altpreussisches Werbebureau (Bureau de Recrutage); gegenüber rechts vom Eingange in den großen Saal eine alt-

berlinische Weißbierabgabe, in und vor welcher ehrfame Berliner Spießbürger ihre „kühle Blonde“ tranken und ihre Tabakpfeifen rauchten; links die Hauptwache. In einem dunkeln Winkel am östlichen Ende des nördlichen Logenkorridors im Erdgeschoß war eine, nur von spärlichem Laternenlicht und dem Licht eines transparenten Mondes mäßig erhellte Felsenhöhle in gemalter, wilder Gebirgslandschaft geschaffen worden, in welcher zwischen Klippen und Waldesdickicht Karl Moors Bande ihr „freies Leben“ führte und trinkend die, von der vorausgesetzten Ausübung ihrer bekannnten lasterhaften Neigungen ermüdeten Lebensgeister zu neuen Thaten zu stärken trachtete.

Eine glänzende Gesellschaft in Balltoilette füllte abends den so dekorierten Saal und die Logen. In der mittelsten des ersten Ranges erschien das kronprinzliche Paar mit dem Prinzen Wilhelm, allen Töchtern, dem Schwiegersohn von Meiningen und der Schwiegertochter; auf der ersten Sigreihe im Saal der Kultus- und der Kriegsminister; in der untern Mittelloge Menzel selbst mit den Seinigen neben den Patroninnen des Festes.

Eröffnet wurde dasselbe durch einen Aufzug und eine Parade von Fridericianischen Garderegimenten, deren Uniformen, Waffen, Kommandos, Griffe, Exerzierreglement mit peinlicher Genauigkeit nach den in der Zeit des großen Königs gültigen kopiert waren. Der Parademarsch dieser „langen Kerle“ unter der Führung der Offiziere mit dem schräg gesenkten Sponton in den Händen war in seiner historischen Echtheit von prächtiger Wirkung. — Der Vorhang der Bühne wich zurück. Man sah Fräulein Marie Barkany, die schlanken edeln Glieder von weißem, mit Goldstickereien gesäumtem, weich fließendem Gewande antiken Schnitts umwallt, den goldnen Lorbeerfranz im schwarzen Haar, eine echte Musengestalt, wie der Phantasie eines griechischen Künstlers entsprungen, an einen antiken Altar gelehnt stehen. Mit ihrer den weiten Raum erfüllenden, wohlklingenden Stimme sprach sie die von E. von Wildenbruch gedichteten prächtigen, gedankenreichen, formvollendeten Strophen. Sie verherrlichten die Kunst, die einzige der hohen Götinnen, welche bei dem Untergang der alten Olympier der Menschheit zum Trost und zur Erretterin aus der Nacht der Barbarei geblieben ist. Aber zugleich auch Menzel, ihren hohen



Adolph Menzel. Nach einer Photographie von Adolph Salwas, Kopiephotograph in Berlin.

Priester, der „umkränzt von siebzig Jahresringen, heute wandelt nie verlassene Bahn, dem gelang, was keinem will gelingen, flüchtigen Hauch zu Denkmals Ernst zu zwingen, eigener Seele einzig unterthan.“ Allmählich löste sich ihre Gestalt von dem Altar. Sie trat gegen die Rampe hin vor und den vollen frischen Lorbeerfranz in ihrer Hand in der Richtung gegen den Jubilar hin streckend, schloß sie mit den Worten: „Nimm den Lorbeer, Meister, er ist Dein! Wohin Kunst sich und Geschichte wende, da wird überall und ohne Ende leuchtend Adolf Menzels Name sein!“ Aller Augen wendeten sich zu dem so Angeredeten und lang anhaltender Beifall bewies dem Dichter und seiner Interpretin, wie sie beide die Seelen ihrer Hörer zu ergreifen verstanden hatten. Das folgende Stück bestand in der Hauptsache aus einer Reihe von bewegten, nicht gestellten und nicht erstarrten, lebenden Bildern, deren sich eins ungesucht aus dem andern entwickelte. In einem von dem Akademiker Herrn Dattmann mit überraschender Wirkung gemalten Rokosofaal mit einem Hautpaß und zwei Thronesseln im Vordergrund sah man die Gesellschaft des Fridericianischen Hofes in Erwartung des Königs versammelt, Voltaire, noch in Gnaden und Ehren, sich zwischen den Gruppen der hohen Offiziere, Kavaliere und Damen lächelnd und konversierend bewegend; alle überragt von Seydlitz' hoher Reitergestalt, neben dem auch Zieten nicht fehlte. In den großen Festsaal unten aber trat ein bunter lustiger Zug ein: die Musiker der königl. Kapelle, die Grenadierabteilung, Tänzer und Tänzerinnen in farbigen seidnen Watteau-Schäfertrachten, Bürger, Frauen und Mädchen jenes alten Berlin, wie sie uns Chodowickis Stiche zeigen, die Gewerke mit ihren Abzeichen, und als Nachtrab Schauspieler, Bärenführer, Räuber und allerlei fahrendes Volk. Die ganze Schar durchzog dreimal den Saal, um sich schließlich zur Linken der Bühne auf den zu ihr hinaufführenden breiten, teppichbelegten Stufen malerisch zu gruppieren.

Oben in dem Palastsaal verkündete der Ober-



ceremonienmeister das Kommen der Majestäten. Unter dem Vortritt der Pagen und Hofchargen schritt der König mit seiner Gemahlin durch die geöffneten Flügelthüren in den Saal. Als das Paar auf jenen Fauteuils im Vordergrund sich niedergelassen hatte, nahte sich unten auf den freigelassenen breiten Wegen der glänzende Zug der tartarisch-türkischen Gesandtschaft, drei fürstliche Führer in prachtvollen Orienttrachten auf reich gezäumten edeln Rossen an der Spitze. Zwischen den pittoresken Gestalten der Männer schritten schöne orientalische Frauen und Mädchen in köstlichen Gewändern, mit zur untern Hälfte verschleierten Gesichtern. Auch diese Schar durchzog den Saal in allen Richtungen, ehe sie sich zur Rechten der Bühne auf deren Stufen, huldigend vor dem Könige sich neigend, gruppierte. Die reizendste der Frauen in dem Zuge (Fr. Marie Göze von der Königl. Oper) sang knieend zum Spiel ihrer kleinen goldenen Harfe in ihren Händen mit ihrer süßen warmen und weich klingenden Stimme ein schwermütiges Heimatlied. Dann aber erhob sich der Führer des Zuges aus seiner gebeugten demütigen Stellung und sprach, zu Friedrich gewendet, einen orientalisches pompösen bilderreichen Gruß (ebenfalls von Ernst von Wildenbruch gedichtet) an den großen Frankenkönig, dem auch jene fernen Völker und Fürsten bewundernd huldigten. Friedrich, dessen Porträthähnlichkeit freilich manches zu wünschen übrig ließ, erwiderte diese Begrüßung und lud die fremden Gäste ein, seinem Hofeste als Zuschauer beizuwohnen. Jene Schäserpaare traten vor den König hin und tanzten eine altfranzösische Gavotte mit vollendeter zierlicher Rokofotografie. Dann flutete die ganze Hofgesellschaft für einige Minuten in lebhafter Konversation ineinander, der König verschwand hinter den dichten Gruppen. Als diese sich wieder trennten, erblickte man im Mittel- und Hintergrunde das überraschendste lebendige Bild, das „Konzert bei Hofe. Sanssouci 1750“ von Menzel, körperlich verwirklicht; den König die Flöte blasend vor dem Notenpult; Ph. C. Bach am Flügel; Wenda und die andern Musiker mit ihren Geigen neben demselben; Duang dem Spiel seines großen Schülers lauschend; die Markgräfin von Bayreuth auf dem gelben Divan; Gruppen von Hofdamen und Kavalieren als Zuhörer. Und wirklich erklang auch, mit discreter Begleitung gespielt, ein echtes Konzert von Ph. C. Bach mit einem Flötensolo, das vom Könige selbst geblasen zu werden schien. Dies Bild war der mit stürmischem Beifall begrüßte und belohnte Schlußakt des Festspiels. Bald mischten sich die Mitwirkenden mit der Festgesellschaft in den Sälen in reizendem Durcheinander. Das „fahrende Volk“ trieb in der Menge sein lustiges übermütiges Spiel. Die wandernden Komödianten bemühten sich immer wieder von neuem und immer vergebens, ihre rührende Komödie: „Das durch Räuber gestörte Rendezvous“, zur Ausführung auf freiem Platze zu bringen; stets unterbrochen und verjagt durch die gestrenge Obrigkeit und die bewaffnete Macht. Aus der nur spärlich vom transparenten Monde beleuchteten felsigen Räuberhöhle drangen Karl Moors Leute in den Saal und geriethen in scharfe Konflikte mit den Soldaten. Der Bärenführer ließ seinen Meister Pez tanzen. Ein „fliegender Bilderhändler“ hielt des großen Königs und seines größten Malers wohlgelungene Schattenrisse feil, die reizend abgingen. Während der eine Teil der Gesellschaft in den schönen oberen Speisesälen und in den unteren Logenkorridoren soupierte, oder an den Buffets um einen Trunk Bier und einen kalten Bissen im heißen Ringen kämpfte, drehte sich der andere in frühlichen Wirbel des Tanzes im überfüllten großen Saal. In einer Tanzpause rückten noch einmal die Grenadiere in dessen Raum ein, rangierten sich in zwei langen Gliedern und der Held des Festes nahm mit unverbrüchlichem Ernst als ihr Höchstkommmandierender die Parade über sie ab — eine unvergessliche Scene von der originellsten Erscheinung und Wirkung. Oben in den Sälen gelangte eine Sammlung von kleinen gefälligen Kunstwerken von allerlei Art zur

Verlosung. Unten auf der Bühne verteilte man die gebräuchlichen, humoristisch ausgewählten und motivierten Weihnachtsgeschenke der Studierenden an die Herren Professoren und Lehrer der Akademie. Während der Feier der Saturnalien im alten Rom war es bekanntlich den Sklaven gestattet, ihre Herren ungestraft zu verspotten. Ja sie wurden sogar von dieser bedient. Die Berliner Kunstakademiker nahmen sich bei ihren Weihnachtstagen eine der ersteren ähnliche Freiheit. Jene Geschenke hatten nämlich eine satirische Spitze, welche sich gegen besondere Eigenschaften, Schwächen, Gewohnheiten, Charakterzüge der betreffenden Herren Lehrer und Meister richtete. Überwiegend sind die Scherze auf deren Kosten ziemlich harmloser Natur. Aber an Beispielen einer ziemlich scharfen und treffenden Satire hat es auch nicht immer und durchaus gefehlt. Doch die Empfänger dieser Gaben haben sich daran gewöhnt, nichts übel zu nehmen, selbst zum bösen Spiel gute Miene zu machen und so herzlich wie es immer gelingen will mitzulachen. So geschah es auch diesmal. Bis zum Morgen währte das Fest in ungetrübter Luft fort. In der langen Reihe der Künstlerfeste, deren ich mich entsinne, ist keins, welches dies Menzel-Fest der Berliner Kunstakademiker an glücklicher phantastischer Erfindung, an schöner Sinnigkeit, gefälligen Humor, taktvollem Zeigen aller Beteiligten, wahrhaft künstlerischer Durchführung, Glanz und Heiterkeit und allbefriedigendem harmonischen Gesamteindruck übertraffen hätte.

L. Pietsch.



Der große Festzug der Berliner Menzelseier. Originalzeichnung von R. Knötel.

## Monatsbilder: Februar.



Februar, ein rauher Gast,  
kommt in Wintersturm geflogen;  
Schauernd bebt am Baum der Ast,  
Wo er wild vorbei gezogen.

Um der Menschen schirmend Dach  
Drohend kreist er mit Gebrause.  
Lächelnd horchen sie ihm nach,  
Still beglückt in seinem Hause.

Jugend spottet seiner gar!  
Frohgemut zu bunten Festen  
Füllt sie sorglos, Paar an Paar,  
Lichten Saal mit heitren Gästen.

Denn durch ihre Herzen zieht  
Leise schon ein Lenzes-Minen;  
Frühlingstrauch im Herzen glüht  
Und — der Liebe süßes Mahnen!

E. Ziemssen.

## Über Blutarmut.

Bekanntlich besteht das Blut im wesentlichen aus einer Flüssigkeit und den darin schwimmenden weißen und roten Blutkörperchen. Von dem Gesamtgewicht des Blutes kommt der kleinere Teil auf die Blutkörperchen, der größere auf die Blutflüssigkeit. In einem Kubikmillimeter menschlichen Blutes sind durchschnittlich 5 Millionen rote Blutkörperchen enthalten — ein Beweis, wie unendlich klein ein solches Blutkörperchen ist. Die Anzahl der weißen Blutkörperchen ist viel geringer, indem auf 800 bis 1000 rote erst ein weißes kommt. Tritt nun eine erhebliche Verminderung der Gesamtmenge des Blutes oder der roten Blutkörperchen ein, so ist jener krankhafte Zustand des Blutes vorhanden, welchen man mit dem Namen Blutarmut bezeichnet.

Während sich beträchtliche Verminderungen der Blutmenge, also Blutverluste ziemlich rasch wieder ersetzen, entwickelt sich aus dem Verluste von roten Blutkörperchen die chronische, d. h. länger dauernde Blutarmut, wobei der Ersatz nur sehr langsam von statten geht.

Bei allen blutarmen Personen kehren mit fast gleicher Regelmäßigkeit folgende Krankheitserscheinungen wieder: Die äußere Haut und die sichtbaren Schleimhäute zeigen eine auffallend bleiche Farbe, besonders die Lippen und Ohren. Da die roten Blutkörperchen den Sauerstoff im Blute aufnehmen und die Muskeln zu ihrer Arbeit eines sauerstoffreichen Blutes bedürfen, so wird bei der Blutarmut eine verminderte Leistungsfähigkeit des Blutes eintreten müssen. Hierzu gesellen sich äußerste Schwäche und Hinfälligkeit mit Neigung zu Ohnmachten, Atemnot bei den leichtesten Anstrengungen, besonders beim Treppensteigen, lästiges Herzklopfen, Druck und Völle in der Magengrube, Übelkeit und namentlich ein quälendes, häufig sich wiederholendes Erbrechen, welches so sehr in den Vordergrund treten kann, daß man an das Vorhandensein eines Magenkatarrhs glaubt. Häufig kommen auch hartnäckige und erschöpfende Durchfälle vor, sowie Neigung zu starkem Nasenbluten.

Während die bisher beschriebene Form der Blutarmut am häufigsten im mittleren Lebensalter, vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre, vorkommt, beobachtet man auch im kindlichen Alter, besonders im Gefolge aller mit Säfteverlusten verbundener Krankheiten, eine eigentümliche Art von Blutarmut. Dieselbe befallt sowohl Knaben als Mädchen im Alter von 8—10 Jahren und kennzeichnet sich durch das „grüne“ Aussehen der Kinder, welches die Eltern besorgt macht. Die gelblich-bleiche Farbe der äußeren Haut stimmt

nicht immer mit einer gleichen Entfärbung der sichtbaren Schleimhäute überein, indem letztere noch leidlich gerötet erscheinen. Fast immer aber zeigen die Kinder eine in diesem Alter ungewöhnliche Schläffigkeit, leichte Ermüdung, geistige Verstimmung oder erhöhte nervöse Reizbarkeit, oft auch ein Darniederliegen des Appetites, besonders nach Fleischspeisen.

Forschen wir nach den Ursachen der Blutarmut, so ergibt sich gewöhnlich, daß die Krankheit, abgesehen von direkten Blutverlusten, gewöhnlich die Folge von verminderter Blutbildung und gestörter Blutbereitung bei fortlaufendem Verbrauch der Körperflüssigkeit ist. Die häufigste Ursache des Leidens bei Erwachsenen sowohl als bei Kindern ist der beständige Aufenthalt in schlechter Luft, besonders in der Luft überfüllter und schlecht gelüfteter Wohnräume. Weitere Ursachen sind: Mangel an Bewegung im Freien, schlechte oder unzweckmäßige Ernährung, geistige Überanstrengung, anhaltende Gemütsbewegung und die verkehrte Lebensweise, wie sie das Leben in den großen Städten mit sich bringt. Zu den besseren Ständen steigert sich das häufige Vorkommen der Blutarmut beim weiblichen Geschlechte noch dadurch, daß durch die Verhältnisse der Schulzeit die körperliche Entwicklung des Mädchens in hohem Grade benachteiligt wird. Angepannte geistige Anstrengung bei mangelnder Bewegung im Freien bewirkt ein Schwächung und Erschlaffung des weiblichen Körpers, zumal selbst die schulfreie Zeit des Tages zum größten Teil in der Stubenluft zugebracht wird.

Welche Waffen stehen uns nun zur Verfügung, um diese Krankheit mit Erfolg zu bekämpfen? Hierauf antwortet die Wissenschaft, gestützt auf Erfahrung, folgendes: Das wichtigste Mittel ist eine zweckmäßige Lebensweise, besonders eine zweckentsprechende Diät. Da Blutarme gewöhnlich wenig Appetit haben und deshalb nur wenig auf einmal essen können, so ist als Hauptregel für die Diät der Blutarmen zu beachten: Man biete denselben öfter, und zwar alle zwei Stunden, Nahrung an und bringe möglichst viel Abwechslung in die Speisen. Die größeren Mahlzeiten, wie Mittag- und Abendbrot, müssen vorzüglich in Fleisch bestehen. Dagegen lasse man bei diesen Hauptmahlzeiten jegliche Suppe, auch Bouillon, weg, weil diese weniger nahrhaft ist und die Kranken bei ihrem geringen Appetit nach der Suppe das Fleisch verschmähen. Als Nachspeise reiche man frisches Obst oder eine leicht verdauliche Mehlspeise. Zum zweiten Frühstück gebe man öfters auch pikante Sachen, z. B. Sardellen, frische und marinierte Heringe, Kaviar, saure Gurken u. dgl. m., womit man den Magen reizt, den Appetit steigert und meist auch den Kranken einen Genuß bereitet. Neben einer zweckmäßigen Diät ist körperliche Bewegung zur Heilung der Blutarmut unbedingt nötig, weil, wie oben bereits angedeutet, die Thätigkeit der Muskeln geeignet ist, auf die Blutbereitung einzuwirken. Die Gewöhnung des Körpers an gesteigerte Muskelarbeit vermag den Körper ins Gleichgewicht der Ernährung zu setzen und die Gesamtmenge des Blutes zu steigern. Mit der Bewegung im Freien ist der Genuß reiner Luft verbunden, welche freilich in großen Städten nicht zu haben ist. In den Wäldern, auf den Bergen und am Seeufer ist sie am sichersten zu treffen, in den Stuben ist sie nur zu finden, wenn dieselben sehr geräumig und gut gehalten sind. Deshalb soll der Blutarme in der warmen Jahreszeit einen Teil des Tages im Freien, im Garten, Feld oder Wald, bald gehend, bald sitzend, je nach seinem Kräftezustand, zubringen. Weibliche Handarbeiten sind von blutarmen Mädchen und Frauen auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken, und dann, wenn möglich, nur im Freien, also in der warmen Jahreszeit vorzunehmen, damit wenigstens der Genuß der frischen Luft gefördert werde.

Vielsältig ist der Glaube verbreitet, die Blutarmut (Blutschwäche) könne durch Medikamente, und zwar durch Eisenmittel, allein geheilt werden. Diese Meinung ist jedoch eine irrige, denn es können die vom Arzte gewählten Eisenmittel wohl die Heilung des Krankheitsprozesses fördern, aber sie können niemals Ersatz für eine zweckmäßige Lebensweise, für richtige Diät, reine Luft und Bewegung bieten. Besonders sei hier auch vor einem Selbstkurieren mit Eisenpräparaten gewarnt. Endlich ist dringend zu wünschen, daß die Anforderungen in den Mädchenschulen durch Verminderung der Stundenzahl und der Aufgaben herabgesetzt werden, damit die geistige Überbürdung beseitigt werde.

Dr. M. Gollner.

## Aphorismen.

Es ist nicht schwer, jemanden für gut zu halten, von dem nichts Widriges bekannt ist; aber es ist nur wenigen gegeben, an einen Menschen zu glauben, der gesehlt hat.

Man straft einen andern oft viel härter durch das, was man gegen ihn unterläßt, als durch das, was man ihm Böses thut.

Alles hat eine Zeit, wo es leicht, und eine Zeit, wo es um keinen Preis oder nur sehr schwer zu gewinnen ist. Das Frauenherz macht keine Ausnahme hiervon.

Nicht jedes Auge wird vom Weinen matt und trübe. Manchmal waschen die Thränen eine alte Schuld fort, dann wird das Auge heller und glänzender als zuvor.

Jahre arbeiten in der Regel daran, um den Menschen zu dem zu machen, was er ist, und eine Ansicht, ein Entschluß, eine Überzeugung ist oft die Summe wiederholter und lange fortdauernder Einwirkungen. Es giebt jedoch auch Ereignisse, die urplötzlich den ganzen Menschen verwandeln, so daß er nicht mehr ist und nicht mehr sein kann, was er die Minute zuvor gewesen.

Es liegt uns oft näher, das Unmögliche zu glauben als das Mögliche für wahr zu halten.

Einfach und natürlich sein ist kein Vorzug mehr, wenn der Mensch im Sterben liegt.

Wenn es Menschen giebt, die niemals geliebt haben, so sind es nur solche, die niemals geliebt worden sind.

Rud. Maria Schubert.

## Palmen

im

Zimmer.



Die Überzeugung, daß Garten- und Blumenpflege als absoluter Beweis eines höheren Kulturzustandes, tieferen und feineren Seelenbedürfnisses zu erachten sei, entlockte einem unserer modernen Philosophen das Wort: „ein Haus ohne Garten steht so sehr nur im Dienst roher Schutzbedürftigkeit, daß es noch immer wenig unterschieden ist von dem Wandel-Zelt des auf tiefer Kulturstufe befindlichen Nomaden.“

Dieses schroffe Diktum läßt außer Acht, daß die lokalen Nöthigungen, beispielsweise einer Großstadt, Gartenumgebung der Häuser vielfach unmöglich machen; dafür tritt dann aber der „Zimmergarten“ voll in sein Recht, und hier bewährt sich der feinere Sinn, namentlich der Frauen, jetzt in sorgender Pflanzenpflege so schön, daß der Philosoph seinen Satz immerhin auf „Zimmer ohne Blumen“ beschränken könnte: er dürfte deren zur Zeit wenige mehr finden.

Neuerdings wendet sich die Liebhaberei der Damen vorherrschend den Palmen und palmenartigen Gewächsen zu. Mit Recht! Denn diese Könige des Pflanzenreiches sind auch für die Zimmergärtnererei von hervorragender Bedeutung. Zeichnen sie sich, obgleich meist nur im jugendlichen Alter verwendbar, einerseits durch Eigenart und Adel des Wuchses aus, so sind sie andererseits widerstandsfähiger, „härter“ gegen die Schädlichkeiten des Zimmeraufenthaltes, als die Mehrzahl der übrigen handelsüblichen Pflanzen. Sie befriedigen dementsprechend den Pflanzenfreund, lohnen auch den Ankaufspreis mehr als jene und sind namentlich denen dringend zu empfehlen, die erst anfangen, sich in der Zimmergärtnererei zu versuchen.

Freilich zeigen auch nicht alle Palmen das gleiche Verhalten; je nachdem sie aus heißeren oder weniger heißen Breiten stammen, je nachdem ihre Heimat die dürre Sandwüste oder die feuchtblühenden Sümpfe der Flußniederungen bilden, werden sie mehr oder weniger willig sich den Verhältnissen anbequemen, wie unser Wohnzimmer sie ihnen bietet. Aber unter den etwa tausend bekannten Palmenarten ist doch eine ganze Reihe solcher, welche sich ohne Schwierigkeit, ohne besondere Vorkehrungen im Zimmer halten, und naturgemäß werden das vorwiegend diejenigen sein, die nicht gar zu feuchte Luft verlangen und Kälte zu ertragen vermögen. Die marktgängigen Arten, so Phoenix, Latania, Chamaerops, Corypha, Rhapsis, entsprechen den genannten Voraussetzungen; allenfalls ist die Latanie (Livistonia chinensis), die gewöhnliche Fächerpalme ein wenig empfindlich gegen kühle und trockene Luft. Es kommen aber schon andere Arten in den Handel, so namentlich die Kentien, Palmen von unübertrefflich schwingvollem Bau und großer Dauerhaftigkeit, mehrere Arcaea-Arten, von denen z. B. A. Baueri, A. sapida, A. Verschaffelti, A. lutescens (Hyophorbe indica) mehr oder weniger hart sind.

Unter allen diesen Einführungen sei hier eine kleine, ungewein zierliche und sehr widerstandsfähige Palme besonders hervorgehoben, eine Kokosart, Cocos Weddelliana. Die Pflanze ist schon in zarter Jugend schön, weil sie bald „charakteristische“, d. h. der ausgebildeten, ausgewachsenen Pflanze eigentümliche Wedel treibt. Fein gesiedert, tief und glänzend grün, schlank aufstrebend und mit leichter Grazie hinten übergebogen, fügen sich diese Wedel zu einer so luftigen Krone, wie man sie nicht leicht bei einer anderen Pflanze, etwa einzelne Farnarten ausgenommen, wiederfindet. Die Palme eignet sich aus diesem Grunde vortrefflich für kleine Gruppen in Verbindung mit Blumen, die sie nicht verdeckt, sondern hebt, ferner zur Verzierung der festlichen Tafel, da sie den Verkehr der Gegenüberstehenden nicht beeinträchtigt. Sie bildet endlich wegen ihrer zarten Anmut ein reizendes Geschenk für Damen.

Kaum minder luftig und zierlich ist eine Schilfpalmenart, Thrinax elegans (Thr. gracilis oder radiata). Auf schlanken Stielen wiegen sich ihre tiefgetheilten, leichten, fast rechtwinklig angelegten, in leuchtendem Grün spielenden Wedel. Da die Art neuerdings von den Züchtern billig in Massen angeboten wird, so findet man sie voraussichtlich bald unter den Marktpflanzen, falls sie sich im Zimmer bewährt, was vorläufig noch nicht sicher ist. Eine Palme derselben Familie, Thrinax graminifolia, wetteifert übrigens mit ihr an Schönheit, ist aber noch seltener. Nicht so zierlich und fein, wie jene, aber noch immer eine von den gracilesten Palmen ist Chamaedorea elegans. Sie wächst und zwar schon als ganz junge Pflanze, wo sie höchst reizend aussieht, im Zimmer rasch und unverdrossen. Leider aber wird sie sehr von der roten Spinne heimgesucht, welcher Schmarotzer die Blätter allmählich ganz zerstört. Man bemerkt seine Anwesenheit bald an den weißlichen Punkten und Flecken auf den Wedeln, thut aber wohl, diesen Zeitpunkt nicht erst abzuwarten, sondern die Pflanze regelmäßig zu waschen, auch wenn sich noch nichts Verdächtiges auf der Blattunterseite zeigt. Junge Wedel müssen dabei äußerst vorsichtig behandelt werden, da die sehr zarten Fiedern leicht abbrechen. Derber und recht dauerhaft ist die bekanntere Chamaedorea concolor, und es wäre namentlich zu wünschen, daß deren neuerdings in Berlin gezüchtete, zur Hälfte völlig elfenbeinfarbene Abart Ch. e. Albertos Richnow recht bald zu einer Handelspflanze würde, da sie an Schönheit unter den mittelgroßen Palmen kaum ihres Gleichen findet.

Die Chamaedoreen besitzen nicht ein so großes Lichtbedürfnis, wie manch andere Palmenart, und diese Eigentümlichkeit macht sich eben im Zimmer, wo ja meist Lichtmangel herrscht, als großer Vorzug geltend. Es muß sogar erwähnt werden, daß sie vor direktem Sonnenschein sorgfältig zu schützen sind, da sie sehr leicht „verbrennen“, d. h. dürre

Stellen an den Wedeln bekommen. Auch vor Wind, bez. starker Zugluft hat man sie in Acht zu nehmen, da sonst ihre langen, schwanken Zweige zerzaust und somit unansehnlich werden können. Wer sich daran gewöhnt hat, aus dem Habitus einer Pflanze Schlüsse auf den natürlichen Standort und die daraus sich ergebende Eigenart derselben zu ziehen, sieht sofort aus dem ganzen Charakter der genannten Chamaedoreen, daß diese in der Natur für gewöhnlich nicht als Einzelpflanzen vorkommen, wie die Phoenixarten oder die Coryphen, sondern daß sie Unterholzgewächse sind, in Dichten unter sich oder mit anderen Gewächsen zusammenstehen, wo weder Wind, noch Sonne größere Kraft üben können. Darin beruhen nun eben Vorzüge und Schwächen der Chamaedoreen für die Zimmerkultur.

Eine Verwandte der Chamaedoreen, aber größer und härter als diese ist Seaforthia elegans (Ptychosperma elegans), eine bereits ziemlich verbreitete Palme, die freudig und kräftig im Zimmer gedeiht und keinerlei besondere Vorsicht in der Behandlung erfordert. Sie hat eine noch schönere Schwester, die Alexandrapalme (Ptychosperma Alexandrae), vielleicht eine der schönsten aller in Betracht kommenden Palmen. Ihr voller, üppiger Bau, ihre breiten, schön gerundeten, gesiederten, auf der Unterseite silbernen Wedel, ihre Härte und Wichtigkeit machen sie zu einem vorzüglichen Schmuck unserer Zimmer, und es ist fast zu verwundern, daß sie sich bei dem mäßigen Preise, zu welchem man sie aus Züchtereien und Großhandlungen beziehen kann, noch nicht allgemeiner eingebürgert hat.

Es würde ermüden, mehr Namen zu nennen; wer solche, namentlich auch die von Neuheiten des Gebietes sucht, findet sie am besten im Kataloge der großen belgischen Zucht- und Importfirma Adolphe d'Haene-Gent, der ersten Europas, was Palmenzucht anbetrifft. Nur einer noch wenig im Publikum bekannten amerikanischen Palme sei gedacht, der weißblühenden Wachspalme, Ceroxylon niveum, ferner ihrer Schwester, Ceroxylon andicola, die zur Gewinnung von Palmwachs dient, einer harzigen Ausschüttung des in der Mitte verdickten Stammes, welche nach dem Fällen der Bäume abgeschabt und mit Talg zusammengeschmolzen, zur Kerzenfabrikation verwendet wird. Auch diese ist eine brauchbare, aber etwas teure Zimmerpalme; beide verlangen hellen Stand und nicht zu niedrige Temperatur. Eine ganz besondere Zierde der in schöner Abfarbung sich aufbauenden Wedel ist die weiße Bestäubung der Unterseite, welche namentlich bei den jüngeren, steiler aufwärts gerichteten voll ins Auge fällt und während der Entfaltung der neuen Triebe zu köstlichen Farbkontrasten Anlaß giebt. Wer sich für Nutzpflanzen interessiert, mag auch die Steinpalme (Elsenbeinpalm — Phytelphas macrocarpa) in seinem Zimmer aufstellen. Sie ist hart und von eleganter Tracht.

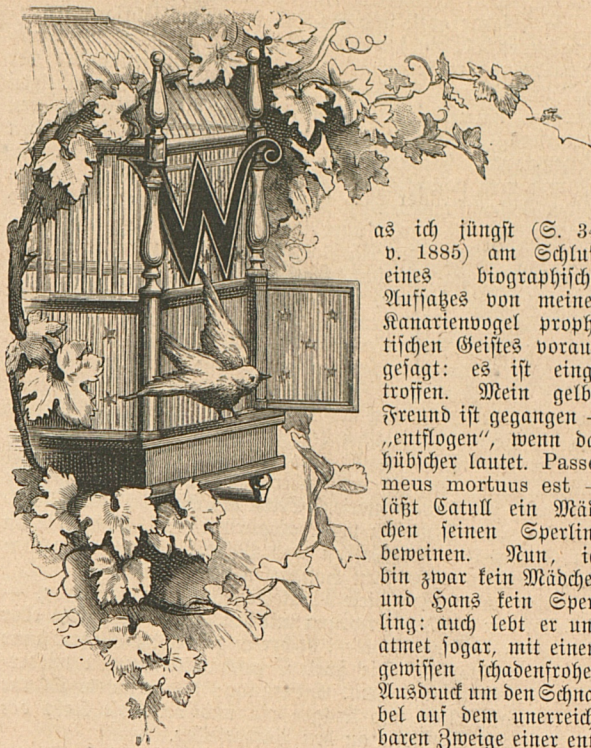
Was die Behandlung der Palmen anbelangt, so ist eigentlich wenig über dieselbe zu sagen. Große Anforderungen an Pflege stellen sie nicht, es sei denn, daß man „wärmere“ Arten, namentlich solche aus feuchten Regionen, kultivieren will. Bei mir gedeiht eine der „temperierten“, d. h. mittelwärm zu haltenden Brennpalmen (Caryota sobolifera) ganz gut, während ich über den Wert der wunderschönen, aber warmen Phoenix-Federpalme, Phoenixophorum Seychellarum, noch nicht ins Reine gekommen bin. In der Zeit des Wachstums wollen alle Palmen reichlich gegossen sein. Wesprenge ist bei denen angebracht, die in der Natur feuchtere Standorte lieben. In der Ruhezeit, die gewöhnlich mit unserem Winter übereinstimmt, halte man sie ziemlich trocken. Sommers über ist den meisten der Aufenthalt in freier Luft zuträglich; man sorge aber für allmähliche Angewöhnung und schütze die meisten, namentlich Chamaedoreen, vor direktem Sonnenlicht. Auch die Latanie ist ziemlich empfindlich gegen die Sonne. So oft als möglich beobachte man, ob die Wedel ganz sauber sind, weil das Ungeziefer, einmal eingeknistet, schwer auszurotten ist. Namentlich muß die Unterseite der Wedel sorgfältig gereinigt und wenn nötig gewaschen werden. Bei den Ceroxylonarten reinigt man die Unterseite von Schildläusen mittelst eines spitzen Holzchens, um nicht durch Waschen die weiße Bestäubung zu schädigen. Diejenigen Palmen, deren Wurzeln sich ein Stück frei aus der Erde erheben, kann man, soweit die Wurzeln reichen, mit Torfmoos oder Wassermoos umwickeln — auch noch ein Stück den Stamm hinauf; am besten streicht man zuvor den Raum zwischen den freien Wurzeln mit einer porösen, sehr nahrhaften Erde aus. Es bilden sich dann neue Wurzeln, welche dem Gedeihen der Pflanze von Nutzen sind.

Die eigene Anzucht von Palmen aus Samen wird nur ganz ausnahmsweise Sache des Zimmergärtners sein, man müßte denn die nicht selten gelingenden Versuche, einen Dattelkern zur Pflanze aufzuziehen, dahin rechnen. Es ist bequemer und dankbarer, gleich junge Pflanzen zu kaufen. Für Topf und Erde hat man dann nicht selbst zu sorgen, das von Zeit zu Zeit notwendig werdende Verpflanzen läßt man ja auch gewöhnlich durch einen Gärtner ausführen, und so wäre eigentlich nicht nötig, darüber etwas zu sagen. Indes sei für diejenigen, welche es aus irgend einem Grunde zu wissen wünschen, bemerkt, daß die Palmen eine lockere, nahrhafte Erde und hohe Töpfe, solche also von den Formverhältnissen der (gewöhnlichen thönernen) Hyazinthentöpfe lieben. Leider erhält man Töpfe dieser Form nur auf besondere Bestellung. Das Verpflanzen geschehe nur, wenn die starke Durchwurzelung des Ballens dazu dringend auffordert, und auch dann nicht in der Ruheperiode, sondern zu Beginn der Wachstumszeit. Der neue Topf sei nicht größer, als daß der alte gerade in denselben hineinpaßt. Beim Verpflanzen sind die fleischigen, spröden Wurzeln möglichst zu schonen. In der Wachstumszeit dünge man aber die Pflanzen, sobald sie, nach etwaigem Verpflanzen, durchgenurzelt sind. Als Dünger benützt man am einfachsten ein Salzgemisch, bestehend aus 4 Teilen salpetersauren Kalks, 1 Teil salpetersauren Kali (gewöhnlichem Salpeter), 1 Teil phosphorsauren Kali und 1 Teil kristallisiertem Bittersalz. 1/2 Gramm dieses Gemisches werden in einem Liter Wasser gelöst und diese Flüssigkeit als Gießwasser verwendet. Die Salze liefert jeder Apotheker oder Droguist. Der salpetersaure Kalk ist aber eine zerfließliche Substanz, weshalb man in der Regel besser thun wird, sich gleich eine konzentrierte Lösung der Salze nach obigen Mischungsverhältnissen herzustellen, die man beim Gebrauche mit der entsprechenden Menge Wassers verdünnt.

Oskar Cordel.

Mein gelber Freund.

II.



als ich jüngst (S. 347 v. 1885) am Schlusse eines biographischen Aufsatzes von meinem Kanarienvogel prophetischen Geistes vorausgesagt: es ist eingetroffen. Mein gelber Freund ist gegangen — „entflogen“, wenn das hübscher lautet. Passer meus mortuus est — läßt Catull ein Mädchen seinen Sperling beweinen. Nun, ich bin zwar kein Mädchen und Hans kein Sperling; auch lebt er und atmet sogar, mit einem gewissen schadenfrohen Ausdruck um den Schnabel auf dem unerreichbaren Zweige einer entlaubten Rüste, im rosigen Licht: aber mortuus est — wenigstens für mich und mein Haus. Er hat es über sich gebracht, uns, seine Wohlthäter, Freunde und Berater für das Phantom einer zweifelhaften Freiheit dahinzugeben — noch dazu, ohne uns vorher einer Andeutung seiner Pläne zu würdigen oder den letzten Abend des Zusammenseins im trauten Familienkreise zu feiern.

Auf die offene Darlegung meines Erziehungssystems war mir eine ganze Reihe von Briefen zugegangen. Man schlug in denselben die Hände staunend zusammen über meine Methode, ihn an allen Gerichten unseres Tisches teilnehmen zu lassen, was ich doch nur that, um ihm sein Selbstbestimmungsrecht voll zu wahren, sein Nachdenken, seine Kritik zu heben. Nun — Hänchen war bis auf vorübergehende stimmliche Indisposition niemals krank, und daß er — bei reglementsmäßiger Erziehung — mir nicht entflogen wäre, darüber soll mir einmal einer erst den Beweis erbringen. Eine freundliche Zuschrift — nach ihrem warmherzigen Inhalte vermute ich hinter der Chiffre eine Dame — rät mir, meinem Vogel eine Vogelfine, dem Hans eine Grete beizugesellen. Gewohnt als Schreiber von Lustspielen an die Sorge, daß jedem Männlein ein Weiblein sich finde, war ich einen Augenblick geneigt diesem Ratsschlage zu folgen: aber in der nächsten Minute hatte der Egoismus schon mein besseres „Ich“ überwunden. Habe ich darum fünf Jahre an Hänchens geistiger und körperlicher Entwicklung gearbeitet, damit er jetzt in leichtsinniger Liebeshändel sein Wohlthäter vergessen sollte. Und wenn er wirklich von Dankbarkeit und Liebe nichts empfindet, kann man seinen Pflegerstern in der That den heldenmütigen Verzicht anmuten, zuzusehen, wie er seine Neigung einem Wesen zuwendet, das absolut nichts gethan, um dieses Glück zu verdienen? Und die Hecke selbst! es gehört eben die Hingebung eines Mannes wie Doktor Ruß dazu, dessen Familie zugestandenemmaßen dreihundert Köpfe zählt, um das Interesse der Großen ganz hinter das der Kleinen zu stellen. Und dann — „muß man mit ihnen das Zimmer teilen“ und muß unter den Berliner Wohnungsverhältnissen eine Kündigung erwirken, weil man dem Hauswirte seine Untermieter verschwiegen hat, und dann muß man auf die Jagd gehen nach einer größeren Wohnung, in welcher man neben den Kanarienvögeln auch ein Plätzchen noch für sich finde und dann — nein, so viel Heroismus besitze ich nicht, für die Kinderstube habe ich kein Talent, und wenn es Hänchen allein nicht mehr bei uns gefällt, so mag er gehen.

Und er ging. Das heißt, ich rede zunächst von einem früheren Fluchtversuch. Es war kurz nach jenem Kampfe in meiner Seele, als vermutlich Thürchen und Thür offen geblieben waren und Hänchen die Gelegenheit ausnutzte. — Er fehlte. Wir waren unglücklich. Wir hatten ja immer etwas an dem kleinen Keel auszusagen gehabt: aber jetzt — de mortuis nil nisi bene. Es war doch, alles in allem, ein lieber, ein unerfesslicher Freund gewesen. Zum erstenmale, in unserer siebzehnjährigen Ehe, gab es Zwist. Keiner von uns dreien — Nr. 3 ist unser Dienstmädchen — wollte die Balkonthüre geöffnet haben, und daß sie der Frühlingwind aufgestoßen hätte, wie in der „Walfire“, das ist ja doch im Oktober nicht gut anzunehmen. Trüb flossen die Stunden dahin — wie die Götter auf Walhall, als Freia von ihnen gegangen war, schrumpften wir zusammen; mit Hänchen war der Frohmuth aus unseren Räumen geschwunden. Die heiße Stirn preßte ich an das Fenster, bohrte die Augen in das Schnörkelwerk der Häuser, in das Laub der Bäume, ließ sie die Vorgärten Revue passieren und an den Ranken der Epheu-verkleidungen emporklettern. Umsonst — er war nirgend zu sehen. Da schoß es mir plötzlich durch den Sinn, daß man oft Flüchtlinge in weiter Ferne sucht, während sie sich ganz in der Nähe im Weichbilde der Stadt selbst in gemüthlicher Sicherheit wiegen. Vielleicht befand er sich noch im Hause — vielleicht war er verunglückt! Eine Herzensangst überkam mich. Ich rüde alle Spinde ab, leere den Papierkorb, kriechte unter das Sopha, da steigt mein Blick zufällig nach der Decke empor und — auf einem Gardinenhalter, halb verdeckt durch die Falte des Tüllstoffes, sitzt Hans. Mit der Ruße des Adlers auf dem Wappenschilder schaut er auf uns andere herab, die im Staube wimmeln, und scheint sich in der aufsteigenden Wärme des Zimmers recht behaglich zu fühlen. Ob er sich mit uns nur einen kleinen Scherz, eine Art Versteckspiel erlaubt, ob er in seiner Herzensangst gar nicht bemerkte oder

nicht glauben konnte, daß das ganze Haus um ihn in Aufregung war: wer weiß es; aber er war da — und alles war verziehen und vergeben, und ich strich mir den Tag im Kalender an, um später einmal das Jubiläum desselben zu feiern.

Heute aber ist's Ernst, gewaltiger Ernst! Morgens war es, in der siebenten Stunde, als drei Schläge, wie das Pochen der Verschworenen im Fiesco, uns aufstörten. Sie rührten von unserem Mädchen her, die atemlos von dem Ereignis berichtete. Beim Aufräumen hatte sie das Zimmer gelüftet und nicht bemerkt, daß der Käfig nicht fest geschlossen war. Dieser neuen an ihn herantretenden Verlockung hatte Hänchen nicht widerstehen können. Der Wipfel der vor dem Hause sich wiegenden Rüste hatte ihn offenbar zu der Flucht noch ermuntert! Während meine Frau sich in Erregung anleidete, blieb ich in einer Anwandlung von Trost auf meinem Lager. „Zur Liebe kann ich ihn nicht zwingen“, rief es in mir, „des Vogels Wille ist sein Himmelreich und dauernde Liebe darf nicht einseitig sein.“ Aber endlich schämte ich mich meines Indifferentismus, stürzte mich in meine Kleider und trat zu den anderen an das Fenster.

Es giebt Plattfische, die, von gleicher Farbe mit dem Meeresgrunde, dadurch ihren Verfolgern entzogen bleiben. Das Büstenhuhn, braun wie der Sand der Sahara, ist sicher, wenn es sich in den roten Boden einwühlt. So hatte sich auch Hänchen auf der kahlen Rüste eine Stelle ausgesucht, wo noch welke Blätter vom Winde hin und her flatterten, und hier erschien er selbst wie ein gelbes Blatt und entging dem Blicke der Passanten, für welche die Verfolgung eines entflogenen Vögelchens ebenso viel wert ist, als eine Fuchsjagd für das high-life von England. Wir aber entgeht er nicht, nicht in der geringsten seiner Bewegungen. Das Auge für den Freund und für die Geliebte ist in den Stunden der Gefahr von wunderbarer Schärfe. Und er ist in Gefahr! Große zudringliche Spatze umflattern ihn, und wie leicht kann der des Straßenlebens Ungewohnte, durch eine unbedachte Aeußerung etwa, sich den Haß dieser rauflustigen Bande zuziehen!

Und jetzt, als ob er uns noch des letzten Trostes, ihn wenigstens in unserer nächsten Nähe zu wissen, berauben wollte, jetzt flattert er auf und wählt eine neue, entferntere Etappe. Am gegenüberstehenden Hause der breiten Straße, an einer selbst durch die neue Rettungsleiter der Feuerwehr nicht erreichbaren Stelle unter dem Balustradkapitel eines Erkers in der ersten Etage, hat er sein neues Domizil aufgeschlagen. Er kann ganz gut herübersehen. Herübersehen nach dem Balkon, auf welchem er bisher alle Sonntage seines jungen Lebens verbrachte und auf dem nun unsere Familie händeringend dasteht.

Während ich mich noch allerlei trüben Reflexionen hingab, hatte sich eine Wolke von Neugierigen auf der Straße zusammengezogen. Stimmengewirr schwall an, wie bei einer Aufführung der Meininger, und Blicke und Arme regten sich und wiesen, fragend und antwortend, aufwärts, wie im Lohengrin, wenn der Schwan erscheint. Mit dem Gesichte Karl des Fünften, als er hinter seinem Leichenbegängnis herschritt, ergriffen und doch ein wenig geschmeichelt, begab ich mich unter das Volk. Unerkannt, mit der harmlosesten Miene der Welt hörte ich die verschiedensten Ratsschläge, wie: „Salz auf den Schwanz streuen“, „einen Straßl Wasser nach ihm spritzen“, „stumm mit an; sie waren gewiß gut, leider aber unaußführbar.“ In Berlin, wie im alten Athen, ist das Interesse für einen Gegenstand mehr lebhaft, als tief und dauernd, und da mein Vögelchen allen nach ihm gerichteten Augen und Fingern eine wahrhaft stoische Ruhe entgegensetzte, so löste sich der Volkshaufe schnell, und selbst die Mauerer gingen wieder an ihre Arbeit. Das war mir eine große Erleichterung, denn der Neubau war ins Stocken geraten, wie zur Zeit des großen Mauererstreikes, und ich fürchtete bereits eine Schadenersatzklage von seiten des Bauherrn. Auch die Nachbarn und Nachbarinnen, die mir teils ihr Beileid ausgesprochen, teils ihre Bereitwilligkeit zu helfen gezeigt hatten, fanden die Sache mittlerweile langweilig und zogen sich zurück. Ich sah mich allein, allein mit meiner Sorge um —. Aber halt! was ist das? Hänchen war nicht mehr da! Wahrscheinlich „weil er sich verändern wollte“, war er noch eine weitere Etage emporgestiegen und hatte außerhalb des Kreuzes eines Doppelfensters neues Quartier bezogen. Eine Hoffnung lebte in uns auf. Wenn man von jener Wohnung sich ihm nähern, ihm den Käfig in respektvoller Entfernung zeigen könnte: glühte noch ein Funken von Anhänglichkeit in dieser gelben Brust, er konnte nicht nein sagen! Mein Mädchen ging mit dem Bauer, wie der Viktor mit den Fäses voraus, ich folgte in gemessener Entfernung. Die schöne Frau des Hauses stellte mir, nachdem ich das Motiv meines Morgenbesuches auseinanderzusetzen versucht hatte, den reich ausgestatteten Salon, Fenster, Leitern und ihre Hilfe in liebenswürdigster Weise zur Verfügung. Bald hatte ich die Genußthung meinem Flüchtling in einer Distanz von einem Meter gegenüber zu stehen — wie war er nah und doch so fern! Er drehte auf mein Erscheinen sein Köpfcchen in allen denkbaren Richtungen, puscherte sich auf und blieb sitzen. Auch das Bauer, das ich ihm nahe in das Gesichtsfeld schob, und mit dem ich ihn zu fangen gedachte, machte keinen Eindruck; er wollte augenscheinlich mit dem Bauernfänger nichts zu thun haben. Endlich legte ich mich aufs Knieen und — er piepte mit. „Er erkennt mich“, rief es in mir, und in immer jubelnderem Crescendo wuchs das Piepquett. Eine Opiurreminiscenz, nach welcher sich am Schlusse des letzten Aktes zwei weitgetrennte Liebende an einem Tische erkennen, wurde eben in mir lebendig, als mich eine Bemerkung des fremden Dienstmädchens aus aller Stimmung brachte. „Das ist unser Vogel — hier im Bauer, der Ihnen antwortet!“ Mit dieser Enttäuschung sah ich meine Stelle unhaltbar, stammelte meinen Dank und eilte heim mit sorgender Seele. Ich brachte nichts mit, als die Genußthung, ein mitleidvolles Herz gefunden zu haben, dessen Trägerin in dem geheizten Salon die Fenster weit geöffnet halten wollte, um dem verlorenen Sohn den Rückweg an die Brust des Vaters offen zu halten.

Wir hatten ihn aufgegeben, suchten uns gegenseitig das Interesse für den Flüchtigen auszureden, Gleichgiltigkeit zu heucheln und von anderen Dingen zu reden, aber das gelang nur unvollkommen. Waren es die Thränen unseres Mädchens, oder ihre Zerstretheit, die Suppe war verfallen, der Braten angebrannt und anstatt des Moselklimdens war eine Flasche Essig auf den Tisch gekommen. Nachdem wir lange vor einander Komödie gespielt, gaben wir es uns zu: wir hatten ihn sehr geliebt, die Blume war hinweg aus unserem Leben.

Da — ein Auck, ein energischer Klingelzug. Alles stürzt nach der Thür. Ein Dienstmädchen steht draußen, in ihrer Hand einen verschleierten pyramidalen Gegenstand. Das Tuch fällt, und ein Jubelschrei aus drei Kehlen ertönt. Ich muß meinem Herzen Gewalt anthun, der Trägerin nicht in die Arme zu sinken: wir begnügen uns mit einem Geschenk, was ihr jedenfalls auch begehrenswerter erscheint. Händchen hatte sich durch die Nase seines Kollegen locken lassen, er war ins offene Zimmer geflogen, hatte sich auf dessen Bauer gesetzt, „gefenstert“, wie die Tyroler es nennen, und war dann in sein eigenes Heim zurückgekehrt, als ihn der Hunger daran gemahnt. Nun wir hatten ihn, wir hielten ihn! Er erachtete es zwar gar nicht für erforderlich sich zu entschuldigen, aber gleichviel! wir vergaben alles, war er doch wieder bei uns! Essen, Trinken, Freiheit, Bäder, Unterhaltung, eine Gattin, jetzt soll er alles haben!

Vor allem aber gilt es nun die Abfassung eines Circulars, welches wir morgen an alle Nachbarinnen und Nachbarn senden werden. Dasselbe lautet:

Allen denen, welche gestern anlässlich des Fluchtversuchs unseres Kanarienvogelchens Hans ihre Sympathie durch Stehenbleiben, wohlgemeinten Rat, guten Willen und hilfreiche That zu erkennen gegeben, sage ich hierdurch nach der glücklich erfolgten Heimkehr des Verlorenen in meinem und meiner Gattin Namen den tiefgefühltesten Dank und stehe zu Gegendiensten jederzeit mit Vergnügen bereit.  
Hochachtungsvoll  
Oskar Justinus.

**Mode-Plauderei.**

Der Kreislauf der Mode ist dem der Natur entsprechend: das Werden entsproßt dem Dagewesenen, und neues vermag die Stammverwandtschaft mit allem nicht abzustreifen. Daraus erwächst ein doppelter Vorteil: das ökonomische Interesse der Frauen wird gewahrt, während gleichzeitig der Industrie Rechnung getragen wird. Eine Befätigung erfährt dieser Satz wieder einmal durch die diesmalige Frühjahrsmode! Etamine in den denkbar verschiedensten Gattungen und Dessins, Guipüre-Laine und Etamine noppé werden bevorzugte Stoffe sein und somit den überintertenten Etamineroben erneute Daseinsberechtigung erteilen.

Während indessen die früheren Etaminestoffe nur einfarbig auftraten, excellieren viele der diesjährigen Gewebe in frappanten Farbzusammenstellungen, die gestreift erscheinen, durchgehend jaspirt mit Schleifengarnschlingen auftreten, hübsche Carreaudessins in harmonischen Farben und nicht zu großen Feldern aufweisen, endlich auch recht markant in melierten Farben, mit großen Faden-Floren (Herkules noppé) oder in mehrfarbigem, buntwirkendem Dessin à la Bohème Wirkung erzielen. Von kompetenter Seite wird behauptet, die diesjährigen Etamines seien fester im Gewebe, da dasselbe in Jacquard-Manier ausgeführt, das häufig vorkommende Ziehen der Fäden verhindert. Als modeberechtigigte Frühjahrsstoffe sind ferner zu nennen: Canevas, ein doppelfadiges, quadratisches Gewebe, an Panamageflecht erinnernd, dann Crépe, Diagonal-double, Bindfadenstoff und wollener, kaschmirähnlicher Körperstoff. Während die Canevasstoffe den Genre des glatten Gewebes repräsentieren, sind die Wollencrepes ungleich und förmig im Ansehen. Ganz im Gegensatz zu beiden stehen die Diagonalstoffe, schmale und breitere Körperstreifen aufweisend. Die meisten dieser erwähnten Stoffarten sind in uni, in uni und gemustert assortiert oder in uni mit abgepaßten Bordüren, die in der Breite abgestuft sind und zu Bolantz, zur Taillengarnitur, Lunifastreisen und dergleichen verwertet werden, die letzteren unter dem Namen „Bajadere-stoff“. In perlsich Dessins und Farben wirken die Bajadere-stoffe etwas kraß, es sei denn, daß sehr geschickte und diskrete Kombination die Spitze zu meiden weiß, welche von vornherein diesem Gewebe eigen ist; harmonischer sind sie entschieden da, wo die Bordüren in nur einer und zwar vom Grundstoff abtönender Nuance in Frisegewebe hervortreten.

Die geköpperten Stoffe haben auf dunklem Grunde feine Längsstreifen in abtönender Farbe und gleichfarbiges, quadriertes Gewebe als Besatzstoff, welcher letztere auch schon imitiert wird, indem man den gestreiften Stoff der Quere nach mit starker Seide von der Farbe der Streifen durchstiept. Bei der großen Accurateffe indessen, welche diese Arbeit verlangt, dürfte dem karierten Stoff wohl der Vorzug zu geben sein.

Die Farbentafel der Saison ist entschieden reich und mannigfaltig zu nennen, und wirken die meist gebrochenen Töne der Farben, die zu den intensiven Tinten des Frühjahrslebens in scharfem Kontrast stehen, überraschend. In einzelnen Fällen hält es schwer, eine Definition der Nuance zu geben, wie z. B. bei einem Rot, das der Farbe des kahnigen Rotweines, oder dunkler, dem Niederschlag desselben entlehnt ist. Braun, Grün, Blau, Rot, Gelb sind in allen gedämpften, neutralen Tönen, in allen Abstufungen zur Auswahl, nur hat man, um ihre Wirkung zu heben, dem Seidenblüsch wieder eine erhöhte dekorative Rolle zuerteilt. Im übrigen sind Knöpfe, Treffen, Holzperlen, Bordüren dazu da, je nach Geschmack die Kostüme zu beleben und ihnen solideres oder prunkhafteres Ansehen zu geben. Letzteres dürfte entschieden von perlsich und orientalischen Bordüren vorauszusetzen sein, die in Bezug auf das zu ihrer Herstellung verwendete Material: Goldfäden, Goldschnur, größere und kleinere farbige geschliffene und im Mäander-Dessin eingewebte Perlen an Glanz und Schönheit kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Schlichter, wenn auch ebenso distinguirt, wirken byzantinische Bordüren in Seiden- und Wollenbrokat, auch ist ihr Preis geringer als der jener Bordüren; ja die Mode der Bordüren kann mit noch geringeren Mitteln erreicht werden, wenn man „Bordürenstoff“ ersticht, die einzelnen Streifen, die in Gewebe und Farbe den Bordüren ziemlich gleichkommen, heranzuschneiden und dem betreffenden Garderobegenstand aufstept. Zunächst finden die Bordüren und die Bordürenstoffe nur für Kostüme Anwendung; folgt man darin auch mehr oder weniger dem individuellen Geschmack, so läßt sich im ganzen doch die Neigung konstatieren, die Borderteile der Länge nach mit Streifen zu garnieren. Zum Nachteil der Figur ist ein derartiges Arrangement keineswegs, wenn dem Rückenteil in ähnlicher Weise zu Schlantheit verholfen wird. Genaueres über Taillenarrangements wie über die Façon und Machart der Kostüme zu sagen bleibt vorbehalten. Die Knöpfe werden bald groß und klein, in Phantasiessinn aus Metall,

Berlmutter, gepreßtem Leder, geschnittenem Holz, in Kugelform größer und kleiner, mit Stoff überzogen u., getragen. Wo sie fehlen oder durch Garnitur verdeckt sind, treten die Perlmutter-schuppen, übereinanderliegend, als Garnitur ein.

Entschieden groß sind die Knöpfe der diesjährigen Übergangsmäntel, eines von der Mode in der unsicheren Jahreszeit mehr und mehr gewürdigten Konfektionsgegenstandes, der sich durch Form, Stoff und Arrangement von den übrigen Genossen unterscheidet. Von den taylors „Uster“, den Couturiers „Rebingote“, von uns praktischen Deutschen „Regenmantel“ benannt, kann ihm zu seiner besonderen Empfehlung noch nachgerühmt werden, daß er selbst die freundlichsten Sonnenstrahlen nicht scheuen darf, so liebenswürdig und freigebig hat die Mode über ihm gewaltet. Von englischem Schleifengarnstoff oder Cheviot, einfarbig, habamafarbenener Schattierung, matt kariert in gelb und braun, neutral violett, marineblau, schiefergrau, ist er lang, weit, in der Taille hinten anschließend mit faltigem Schoßteil, vorn lose, mit über-tretender Patte, mit Reverssteilen, die von der Schulter bis zum unteren Hande reichen und mit Treffe, mit schwerem Seidenstoff, zumeist aber mit Holzperlen ausgestattet, die noch immer ein entschiedenes Tendre der Mode dokumentieren. Natürlich sind die Holzperlen je nach der Farbe des Mantelstoffes oder des Garniturstoffes gewählt, also bald glatt, bald stumpf, bald geförnt, bald bronziert, meist aber von runder Form, auch im Verbrauch zur Passenterie. Selbst als Schmuck von Gürtelschnallen zum Schließen von Halbgürteln, d. s. solche, die an den Seitenteilen der Taillen und Mäntel beginnen, werden die kleinen krausgepreßten Holzperlen verwendet.

Eine andere Art, diese Mäntel effektivvoll zu garnieren, — vielleicht von gleichem Ursprung mit den grains chapelets oder den perles de Jerusalem —, ist der in geknoteter Seidenschnur bestehende Auspuß. Die starken, geschürzten Knoten wiederholen sich in etwa 4 Cent. Entfernung; die geknotete Schnur randet Manschetten und Kragen ein und deckt die Naht der untergelegten Stoffteile an den Borderteilen.

Um schließlich auch dem treuen Genossen des Regenmantels, dem Schirm noch einige Worte zu spenden, wollen wir berichten, daß die Mode insofern sich auch seiner gnädig angenommen, als sie sein tristes Aussehen durch schmale bunte Bordüren freundlicher zu gestalten gesucht hat. Im weiteren gestattet sie nur an den Griffen eine dem Zeitgeschmack entsprechende Wandelung, verlangt hier aber Meisterstücke des Kunstgewerbes in Holzschneiderei, geschnittenem Elfenbein oder Wallroß, in Knochen, in Auflage auf Holz u. s. w. Cedernholz, Buchsbaum, gebeizt und naturfarben, Ebenholz dienen teils selbständig, teils im Verein mit obigem animalischen Material zu reizenden Gebilden, zumeist Schöpfungen der sehr strebsamen und reich produktiven Münchener Kunstschule. Ob die elliptischen Patent-schirme, die infolge ihrer Form zwei Personen Schutz gewähren, großen Anklang finden werden? Vorläufig dünkt uns, sie seien angemessener für die Tracht der Tourure, die bei Regenwetter nicht nur keinen Schutz von dem runden Schirm zu erwarten hat, sondern in Anbetracht des Durchmesser durch diesen noch geschädigt wird. Reife-schirme, d. h. solche, die im Koffer zu bergen sind, hat man neuerdings derart mechanisch eingerichtet, daß Griff und Zwinge abgeschraubt und, mittels Spiralfedern mit dem Stock zusammenhängend, zum Verpacken umgelegt werden können.

Bezugsquelle: Modebazar Gerjon und Comp. und S. Lissauer, Marktgrafenstraße 57.

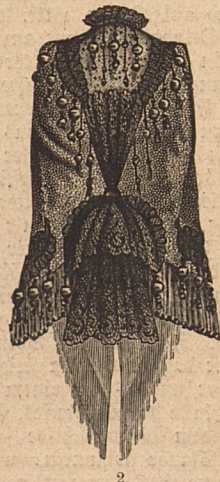
Veronica v. G.

**Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Februar“ 1886.**

Fig. 1. Gesellschaftstoilette für junge Mädchen. Der 220 Cent. weite Rock aus gelbem Satin ist am unteren Rande mit einer 9 Cent. breiten Volltaillengarnitur aus gleichfarbigem Cheviotstoff begrenzt und oberhalb derselben mit einem 91 Cent. hohen, 210 Cent. weiten Volant von gleichem Stoff überdeckt. Die linke Seite des Rockes garniert ein mit gelbem Atlas als Futter versehener gestrikter Kallfrestren, dessen eine Seite eine über gleichen Atlas gelegte, 16 Cent. breite Tüllspitze reversartig begrenzt; in der Weise der Abbildung arrangierte vordere und hintere Tüllteile (siehe auch die nebenstehende Rückansicht Abb. 1) vervollständigen den Rock. Die Jacentaille aus Cheviotstoff ist mit einem Blüsentheil aus gelbem Seidencreps verbunden, mit einem Stehtragen und Revers von grünem Sammet ausgestattet und zum Schließen unterhalb des Blüsentheils mit Knöpfen und Knopfschnern versehen; der Blüsentheil wird den Borderteilen aus Futterstoff aufgehakt. Die losen Borderteile der Jacentaille sind auf dem Blüsentheil vermittelst großer Knöpfe, welche durch mit grünem Sammet eingefasste Knopflöcher geleitet werden, befestigt. Der hintere Tüllteil wird dem Schoß der Jacentaille aufgehakt; ein Gürtel aus Sammet vervollständigt dieselbe.



Fig. 2. Gesellschaftstoilette für ältere Damen. Der Rock dieser Toilette ist teils aus hellrotfarbenerm Noiree, teils aus gleichfarbigem auf Atlas arrangierten Crépe hergestellt und mit großen Wachsperlen garniert. Den Sortie aus rotem Blüsch hat man mit rotem, über Batteneinlage durchstiepten Atlas als Futter versehen und mit 13 Cent. breiter roter Chemillefranse, 10 und 14 Cent. breiter Spitze, sowie mit Passenteriefiguren garniert. Außerdem sind auf den hinteren Schoßteilen zwei übereinander fallende, je 21 Cent. breite Spitze angebracht, welche zieren (siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 2).

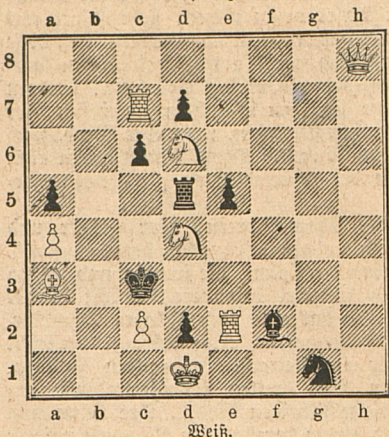


**Schach.**

**Aufgabe Nr. 169.**

Von Abbott.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

- A. Weiß.
- 1. ... T d 5 — e 5 (— d 7).
- 2. D f 3 — e 6 matt.
- B. Schwarz.
- 1. T d 5 n. d 8 (— d 6).
- 2. c 7 n. d 8 (wird Springer) oder S d 8 — f 7 matt.
- C. Schwarz.
- 1. S b 5 — d 6.
- D. Beliebig anders.
- 1. ... c 7 — c 8 wird Dame oder S. L.

**Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 166 Seite 520.**

- 1. D c 2 — b 1 Schwarz.
- 1. Beliebig.
- 2. D. T. S. ober L. matt.

**Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 167 Seite 20.**

- 1. d 7 — d 8 wird Springer.
- 1. K e 5 — d 6.
- 2. c 7 — c 8 wird Springer matt.
- 1. ...
- 2. D f 3 — e 6 matt.

**Diagonal-Rätsel.**

•	•	•	•	•	•	•	•
L	•						n
	a	•	i	•	l		
	u		•		P		
	c	•	e	•	d		
A	•						a
•	•	•	•	•	•	•	•

Mit Hilfe der folgenden Aufgaben sind die 37 leeren Felder der obigen Figur mit je einem Buchstaben auszufüllen. Die obere wagerechte und eine der beiden diagonalen Reihen ergibt den Titel einer Oper. Die andere diagonale und die untere wagerechte Reihe nennt ein Drama von Shakespeare. Die zweite bis sechste wagerechte Reihe (aber in anderer Folge) bezeichnen: Eine Königin von Juda, einen namhaften Baritonisten unserer Zeit, einen großen Fluß, einen der bedeutendsten Präsidenten der Vereinigten Staaten, eine der neun Muses. —tz

**Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 57.**

Eine Dame hatte 30 Tücher verschiedener Art gekauft, nämlich 6 blaue, 7 rote, 8 grüne und 9 schwarze. Für die Gesamtzahl mußte sie 1530 Mark bezahlen. Jedes rote kostete 4 Mark weniger als jedes blaue, jedes grüne 6 Mark weniger als jedes rote, endlich jedes schwarze 8 Mark weniger als jedes grüne. Wie viel hat jedes Tuch gekostet?

**Korrespondenz.**

**Kosmetik und Gesundheitspflege.**

1) Das sogenannte Nummerföhlische Baschwasser besteht aus einer Mischung von 8 Gramm präzipitiertem Schwefel, 5 Decigramm Kampfer, 1 Gramm arabischem Gummi, 60 Gramm Kaltwasser und 60 Gramm Rosenwasser. Man schüttelt vor dem Gebrauch die Mischung gehörig um, gießt davon auf ein Lätzchen und betupft die Hautstelle damit. Es geschieht dies abends; worauf man die Flüssigkeit eintrocknen läßt und morgens die Hautstelle mit einem angehauchten weichen Leinentuche sanft abreibt. — 2) Als Zusatz zum Baschwasser zur Erzielung weicher und glatter Haut empfiehlt sich als einfachstes Mittel Glycerin. Dasselbe muß indes von besser Qualität sein; es darf nie unverdünnt auf die Haut gebracht werden, weil es denselben Wasser entzieht, sie austrocknet und gelb macht. Das unter dem Namen Glycerin-Sichel in Paris verkaufte teure, aber bei rauher und rissiger Haut wirksame Mittel besteht aus gleichen Teilen Glycerin und Eisweiss, schmach parfümiert. Man kann es sich wohlfeiler selbst über in einer Apotheke anfertigen lassen. Dieses Karrier Mittel führte früher den Namen „Komplexionsbalsam“. Es wird mit Wasser verdünnt verwendet. — 3) Schlechte Seifen, deren es heute leider nur allzu viele giebt, können den Teint verderben, doch kann bei sehr empfindlicher Haut selbst der Gebrauch guter neutraler Seife nicht angeraten werden; in solchen Fälle empfiehlt sich das Waschen mit Kleienwasser und Borax. — Vertha L. Die zu Abreibungen bei unreiner Haut von Dr. Ellinger empfohlene Sandmanbellklee ist in den meisten Apotheken zu haben. Sie kann nach folgender Vorschrift hergestellt werden: Man löst in acht Gewichtsteilen Glycerin vier Gewichtsteile Borax und trinkt mit dieser Lösung dreißig Gewichtsteile fein gepulverten Sandes. Dieses Gemisch wird nach und nach mit achtzig Gewichtsteilen Mandelklee vermischt und, wenn man will, noch mit etwas Bittermandelöl parfümiert. — G. B. W. Uns sind die fraglichen kosmetischen Mittel nicht bekannt, indessen glauben wir Ihnen von dem Gebrauch derselben nicht abraten zu können, einmal ist der Fabrikant gerüfter Apotheker und dann stehen ihm die besten Empfehlungen Sachverständiger zur Seite. — A. M. in W. Das von E. Karig, Berlin, Friedrichstraße 196 verkaufte Haararabemittel, genannt Rinodrom, ist unschädlich. — Fr. Prof. B. B. in S. Sie finden in der Vorschrift zu einem Mittel gegen Leberflecke unter Chiffre M. E. G. M. auf Seite 456, Jahrg. 1885 des Bazar aufgeführt. — Es sei Ihnen empfohlen: Dr. F. Klendes Diätetische Kosmetik, 2. Aufl., Verlag von E. Kummer in Leipzig.

**Verschiedenes.**

Th. G. C. — 15jährige Abonnentin in W. Um frische Blumen und Blätter so zu trocknen, daß sie Form und Farbe behalten, verfährt man wie folgt: Von einer Kiste mit Schiebedeckel entfernt man den Boden und bringt innerhalb der Kiste, unmittelbar unter dem Schiebedeckel, ein mittelfines Drahtsieb an. Alsbann wird feiner, gewaschener, staubfreier, trockener Sand in einem Kupferstiel erwärmt, nachdem vorher noch auf 100 Teile Sand 1/2 Teil feingehabtes Stearin unter denselben gemengt worden, so daß beim Schmelzen des Stearins jedes Sandkorn sich mit Stearin überzieht. Man schneidet hierauf möglichst gut ausgebildete Blumen oder Pflanzentriebe ab, stellt die Kiste mit dem Schiebedeckel und Sieb nach unten auf, bringt eine etwa 2 Zoll hohe Sandschicht hinein, stellt in dieselbe die Blumen und bedeckt letztere allmählich mit dem stearinisierten Sande, so daß Stengel und Blätter die natürliche Lage behalten. Man fährt auf diese Weise mit abwechselnden Schichten fort, bis die Kiste gefüllt ist, legt dann den Boden vorsichtig auf und bringt die Kiste an einen warmen, doch nicht zu heißen Ort. Nach 48 Stunden sind die Pflanzen getrocknet, man zieht vorsichtig den Schiebedeckel auf. Der Sand fällt durch das Sieb und Blumen und Gräser bleiben getrocknet in ihrer natürlichen Form und Farben zurück.

„Der Bazar“ kostet vierteljährlich M. 2.50 (in Österreich nach Cours); Abonnements nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen jederzeit entgegen. — Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert. — Alljährlich erscheinen 24 illustrierte Nummern mit Mode und Handarbeiten, 24 doppelseitige Schnittmusterbogen mit circa 400 Schnittmustern, 24 Muster-Unterhaltungsblätter, 24 Unterhaltungs-Beiblätter zu den Moden-Nummern, ferner zahlreiche kolorierte Modenbilder.